Biogr.
91
r

Biogr. Sing
91r

Benjowsky

<36616483110015

<36616483110015

Bayer. Staatsbibliothek

Des Grafen

Moriz August von Benjowsky

Ungarischen und Pohlnischen Magnaten

Schiksale und Reisen

von ihm selbst beschrieben.

Aus dem Englischen ausgezogen.

Tübingen 1791.
im Verlage der J. G. Cottaischen Buchhandlung.

Wd. 152 B

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Man hat von der ausführlicheren Lebensbeschreibung unseres Helden zwar drey deutsche Uebersezungen, aber alle werden durch mehr oder wenigere Kupferstiche so vertheuert, daß nicht jedermann sie kaufen kann. Ein Auszug, welcher Vollständigkeit mit nöthiger Kürze vereinigt, welcher dem Geographen, Statistiker und Historiker eine hinlängliche Summe von Wahrheiten übrig läßt, und dem Philosophen den Menschen Benjowsky zeichnet, wie er war, ohne etwas mehr als unwesentliche Wortmenge wegzulassen, — ein solcher Auszug muß dem Publikum willkommen seyn, und, wenn nicht alles uns trügt, so wird der gegenwärtige dieses leisten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1. Kap.

Nachrichten von den Unruhen in Pohlen in den Jahren 1768, 1769, in so fern der Graf Benjowsky Antheil daran hatte, bis zu seiner Gefangenschaft bey den Russen.

Graf Moriz August von Benjowsky, Magnat der Königreiche Ungarn und Pohlen, wurde im J. 1741. zu Verbowa, dem Erbgut seiner Familie in der Gespannschaft Neystracht in Ungarn gebohren. Sein Vater war Samuel, Graf von Benjowsky, General der Cavallerie in kayserlichen Diensten, und seine Mutter Rosa, Baronesse von Revay, und Erbgräfin von Thurog. Seine frühere Jugend verstrich, nach der Sitte des höheren Adels in Wien, getheilt unter Uebungen des Geistes und des Körpers.

In seinem 14ten Jahr kam er als Lieutenant unter das Regiment von Siebenschein zur kaiserlichen Armee, die damals gegen den König von Preussen im Felde stand, und wohnte den Schlachten bey Lowosiz, Prag, Schweidniz, und Donstadt bey. Während dieses Feldzugs ward er von seinem Oncle, dem Starosten von Benjowsky nach Pohlen gerufen, um die Erbschaft seiner Starostie in Besiz zu nehmen. Diesem Ruf zufolge verließ er den kaiserlichen Dienst, und übernahm die abgetrettenen Güter. So fest nun seine Ruhe und sein Glük gegründet zu seyn schienen, so sehr wurden beyde erschüttert durch den plözlichen Tod seines Vaters, und durch die Nachricht, daß seine Schwäger sich seiner Erbschaft bemächtiget hätten. Er eilte nach Ungarn, und fand, daß er nur durch Gewalt das Seinige wieder an sich bringen könnte. In dieser Ab-

sicht ließ er sich von seinen Vasallen in Krussowa, einer Lehns-Herrschaft des Schlosses Verbowa huldigen, bewafnete sie, und sezte sich durch ihre Hülfe in den Besiz aller seiner Güter. Nun klagten ihn seine Schwäger am Wiener-Hofe als einen Rebellen und Friedens-Störer an, bewirkten gegen ihn ein Dekret, wodurch er abermals seines Eigenthums beraubt wurde, und das Land schleunigst zu verlassen Befehl erhielt. Vergebens gab er sich Mühe, sich gegen die falsche Anklage seiner Schwäger bey der Kaiserin Königin zu rechtfertigen; sie wußten seine Vertheidigungs-Schriften zu unterschlagen, und blieben dadurch im ruhigen Besiz des ihm entrissenen Eigenthums.

Aus Verdruß über diese widrige Begebenheiten entschloß er sich, in fremde Länder zu reisen. Er übergab daher seine Litthauischen Güter treuen Händen, gieng nach Danzig, um sich dem Seewesen zu wiedmen, und besuchte von da aus Hamburg, Amsterdam und Plymuth. Eben war er im Begrif, im J. 1767. nach Ostindien zu reisen, als er von verschiedenen Magnaten und Senatoren aus Pohlen aufs dringendste gebeten wurde, dahin zurükzugehen, und der eben errichteten Confoderation beyzutreten. Mancherley Rüksichten bewogen ihn, diesem Ruf ins Vaterland zu folgen. Er kam im Monat Julius in Warschau an, und gelobte den Häuptern der Confoderation durch einen förmlichen Eid, nur die Confoderation als das einzige rechtmäßige Tribunal der Republik anzuerkennen, und ihren Befehlen Gehorsam zu leisten.

Im Monat Dezember verließ er Warschau, in der Absicht, seine Rechte auf die ihm entrissene Güter am Wiener-Hofe abermals geltend zu machen; aber auch dißmal waren alle seine Versuche vergebens. Auf sei-

nem Weg durch die Gespannschaft Zips wurde seine Reise durch ein heftiges Fieber unterbrochen. In dieser traurigen Lage genoß er viele Freundschaft und Achtung in dem Hause eines gewissen Hensky, eines angesehenen Mannes, verliebte sich bey dieser Gelegenheit in Eine seiner Töchtern, und hatte bald nachher die Freude, sich mit dem Gegenstand seiner Liebe verbunden zu sehen. Ruhig und ungestört hofte er nun seines Glüks geniessen zu können, aber das Schiksal, das ihm nun einmal keine Ruhe gönnte, hatte es anders beschlossen. Er ward von der Conföderation nach Cracau berufen, wo sich ein Theil derselben bereits öffentlich erklärt hatte, und daher von dem Graf Panin belagert wurde. Seinem Eide getreu gieng er, ward von dem Marschall Czarnezky mit offenen Armen empfangen, und zum General-Obristen, zum Commandanten der Cavallerie und General-Quartier-Meister ernannt.

Den 6. July 1768. bekam er Befehl, ein Pohlnisches Regiment von 600 Mann von Novitarg nach Cracau mitten durch das feindliche Lager, das vor der Stadt war, zu führen. Er führte diese gefährliche Expedition glüklich und zur grossen Zufriedenheit des Marschalls aus, und ward zum Lohn für seine Tapferkeit und Klugheit von der Generalität zum General-Inspecteur ernannt, ohngeachtet Prinz Martin von Lubomirsky, der 2000 Mann regulirter Truppen der Stadt zuführte, und daher zum Mitglied der Generalität der Conföderirten aufgenommen wurde, mit ihm um den nemlichen Posten warb. Vor der Ankunft des Prinzen hatte Benjowsky den Vorschlag gethan, sich der Festung Landskrona und des dasigen im Dienst der

Krone stehenden Regiments zu bemächtigen. Als der Prinz ankam, und von dem Vorschlag hörte, übernahm er, unbekannt mit den Schwürigkeiten dieser Expedition, ohne Benjowskys Wissen, die Ausführung desselben. Zum Unglük erfuhr dieser erst nach dem Abmarsch des Prinzen seinen Entschluß. Er zweifelte keinen Augenblik, daß der Prinz unterwegs würde geschlagen werden, und machte daher dem Marschall den Vorschlag, ihm mit der übrigen Cavallerie unverzüglich nachzufolgen, und die drohende Gefahr abzuwenden. Die Ausführung dieses Vorschlags wurde durch die Unentschlossenheit des Marschalls aufgeschoben, so daß der Graf erst den zweiten Tag nach der Abreise des Prinzen Ordre erhielt, mit 1400 Mann Cavallerie diesem nachzueilen. Wegen dieser Verzögerung kam der Graf erst 6 Stunden nach der Niederlage des Prinzen zu Krementa an, hatte aber das Glük, die unbesorgte Russen unerwartet anzufallen, zu schlagen, und 200 Gefangene von der Parthie des Prinzen Lubomirsky zurükzunehmen.

Nun faßte er den Entschluß, den Angrif auf Landskrona selbst auszuführen. Unterwegs verstärkte er sich mit mehreren durch die Schlacht zerstreuten Haufen von des Prinzen Truppen, rükte vor die Vestung, und forderte die Besazung zur Uebergabe auf. Diese weigerte sich nicht, und schwur dem Dienst der Conföderation den Eid der Treue. Nach dieser glüklichen Expedition sandte er an den Prinzen, der nach seiner Niederlage nach Ungarn geflohen war, einen Courier mit der frohen Nachricht von seinem Sieg, und lud ihn ein, sein Commando wieder zu übernehmen. Zwei Tage nachher erfuhr er, daß der Rußische General Apraxin mit starken Märschen sich Cracau

nahe. Diese Nachricht bestimmte ihn, der Stadt unverzüglich zu Hülfe zu eilen. Um nicht mit leerer Hand zu kommen, brandschazte er die Distrikte Bielsk, Landskron und Novitarg um 80 Fuder Getraide und 600 Ochsen. Bey Wielizka, einer wegen ihrer Salzwerke berühmten Stadt, traf er auf ein Rußisches Corps, schlug es, machte 30 Gefangene, und erbeutete 980,000 Pohlnische Gulden. Mit diesen Schäzen beladen, zog er in der Nacht vom 29 Julius, ohne von den Russen bemerkt zu werden, mit 4000 Mann Cavallerie in die Stadt ein, zur unaussprechlichen Freude der Conföderirten, die durch das falsche Gerücht, daß er ganz geschlagen worden sey, in grosses Schrecken gesezt worden waren.

Gleich nach seiner Ankunft that der Graf der Generalität den Vorschlag, ein Lager ausser der Stadt aufzuschlagen, aus dem gedoppelten Grund, weil die Armee, die damals sehr beträchtlich war, in freyem Feld viel mehr, als innerhalb der Mauren, würde würken können, und weil viele vom Adel zum Uebertritt zu ihrer Parthie würden bewogen werden, wenn sie ihre Macht sähen, die, sie gegen die Russen zu vertheidigen, stark genug wäre. Dieser kluge Vorschlag wurde nicht angenommen; vielmehr gab man den Befehl, die Thore der Stadt zu verrammeln. Nun rükte General Apraxin der Stadt immer näher, verwüstete alles umliegende Land, und verursachte dadurch in der mit einer grossen Menge Menschen vollgepfropften Stadt starken Mangel an Lebensmitteln. Um dieser Noth abzuhelfen, beschloß der Graf, mit einem Corps von 2000 Mann Cavallerie Proviant in die Stadt zu schaffen. Schon waren alle Zugänge der Stadt von Rußischen Truppen gesperrt, und er war

genöthiget, mit seinen Truppen quer durch die Weichsel zu schwimmen. Sobald er das freye Feld erreicht hatte, forderte er den Adel auf, sich mit ihm zu vereinigen, und der belagerten Stadt Lebensmittel anzuschaffen. In wenigen Tagen sahe er sich an der Spize von beynahe 5000 Mann Cavallerie, und im Besiz vieler mit Propiant beladener Wagen und einer beträchtlichen Menge Ochsen. Einen Theil seiner Absicht hatte er nun erreicht, aber das Schwürigste war noch übrig, nemlich diesen Vorrath der Stadt zuzuführen. Alle Zugänge, selbst der Ort, wo er mit seinen Truppen die Weichsel durchschwommen war, waren gesperrt, und Thorheit wäre es gewesen, sich mit dem langen Zug von Wagen durch eine weit überlegene Macht von Feinden durchzuschlagen. Entschlossenheit, Muth und Tapferkeit zeigten ihm ein Mittel, das ihn sicherer zu seinem Zwek führte. Mit seiner gesammten Macht rükte er auf den Feind los, grif ihn aufs nachdrücklichste an, und zwang ihn, alle Truppen auf den Ort des Angriffs zusammenzuziehen. So ward eine Seite der Stadt von Feinden entblößt, und dadurch erhielt der Infanterie-Obriste, Baron von Klusewsky, Gelegenheit, durch diesen freyen Weg ungestört die Zufuhr in die Stadt zu bringen. Sobald der Graf überzeugt war, daß der ganze Zug in der Stadt angelangt seyn werde, zog er sich, freilich mit dem Verlust von mehr als 1600 Mann zurük. Die Rußische Cavallerie verfolgte ihn; sein Pferd ward unter ihm erschossen, und er fiel nach zwey empfangenen Wunden in die Hände des Feindes. Zum Glük Benjowskys und zur Freude seiner Freunde konnte der Rußische Feldherr den Werth dieser Beute nicht nach Würde schäzen, und gab ihn los um 2000 Dukaten; ein geringer Preis für einen Feldherrn, der

schnelle Entschlossenheit mit unerschütterlichem Muth, Kühnheit mit Klugheit, so wie Benjowsky, in sich vereiniget. Kaum war er dieser Gefahr entronnen, als schon eine andere seiner wartete. Sobald er nemlich wieder in Cracau war, stellte er dem Kriegsrath vor, daß es äusserst nothwendig sey, auf einen neuen Zufluchtsort zu denken, da sich die Stadt nicht mehr lange halten könne, und that der Versammlung den Vorschlag, sich der Vestung Lublin an der Ungarischen Gränze zu bemächtigen. Die Generalität billigte diesen Gedanken, und übertrug ihm die Ausführung. Ein Corps von 600 Mann Cavallerie wurde beordert, ihm zu folgen; er selbst aber reiste voraus, um etwa Mittel ausfindig zu machen, die den Erfolg seines Unternehmens sichern könnten. Er wählte die Stadt Georgenburg, nahe bey Lublin, zu seinem Aufenthalts-Ort, und wagte es, von da aus den in der Vestung kommandirenden Offizier, der nichts weniger als Gefahr vermuthete, mehrmals zu besuchen. Durch List gelang es ihm sogar, die Hälfte der Besazung auf seine Seite zu bringen, und durch einen Eid mit den Conföderirten zu verbinden. Nun wartete er nur noch auf die Ankunft des Detaschements von Cracau, um seinen Plan zur Reife zu bringen. Unglüklicherweise aber war der Anführer desselben so unvorsichtig, den ganzen Plan auszuplaudern, so daß die Sache in Lublin bekannt wurde, ehe die Truppen ankamen. Der traurige Erfolg war, daß Benjowsky gefangen genommen, und dem General Apraxin, der während dieser Zeit Cracau eingenommen hatte, zugeschikt wurde. Unterwegs begegnete er einem Haufen von 200 Conföderirten, deren Anführer die Uniform der Soldaten, die den Grafen führten, kannte, und ihn aus ihren

Händen befreyte. Sobald der Offizier den Grafen erkannte, trat er ihm sein Commando ab. Mit dieser kleinen Macht begab er sich nach Spisky, vereinigte sich da mit einem Corps Conföderirten, und munterte den Adel durch Manifeste auf, sich mit ihm zu verbinden. Hier erfuhr er, daß eine Parthey der Conföderirten, die sich nach Chelm zurükgezogen hatte, von einem Rußischen Corps, das aus einem Bataillon Infanterie, 800 Kosaken und 400 Husaren bestand, angefallen zu werden in Gefahr stand. Er beschloß, ihnen zu Hülfe zu eilen, und marschirte die ganze Nacht durch. Schon fiengen die Russen an, sich in den Vorstädten auszubreiten, als er ankam; er fiel sie daher unverzüglich an, lockte durch eine verstellte Flucht die Cavallerie (der er in Verbindung mit der Infanterie nicht gewachsen gewesen wäre) bis auf eine Stunde weit von Chelm, schwenkte sich dann schnell, und schlug die ohne Ordnung nachfolgende Feinde. Nach dieser Affaire begab er sich nach Krasnoslaw, und fand da zu seiner grossen Freude 300 Mann Cavallerie, die der Adel aus der Woywodschaft Sandomie der Conföderation zu Hülfe geschickt hatte. Nach dieser Verstärkung befand er sich an der Spize von 2000 Mann, und es fehlte ihm nur noch an Feldstücken und Munition. Diese zu erhalten, beschloß er, nach Zamosch zu gehen, und die Stadt einzunehmeu. Er lagerte sich in die Vorstädte, und foderte von dem Commandanten eine Contribution von 3000 Dukaten, Waffen für 2000 Mann Infanterie, 4 Feldstücke, 4000 Pfund Pulver, und 6000 Pfund Bley. Nachdem er beynahe seine ganze Foderung erhalten hatte, verließ er Zamosch, in der Absicht nach Belczk zu gehen, und den dortigen Adel aufzumuntern, sich für die Conföderation zu erklären.

In Grodeck verweilte er sich etliche Tage, und sammelte 743 Reiter und 140 Musketier. Durch diese verstärkt eilte er nach Belczk. Auf diesem Weg fieng er einen Russischen Officier auf, der vom General Vitt, dem Commandanten von Kaminieck, Depeschen an den König hatte. Dieser benachrichtigte ihn, daß eine Russische Parthey mit der ausdrüklichen Absicht, die unter seinem Commando stehende Truppen nieder zu machen, im Anmarsch sey, und daß der Russische General einen Preiß auf seinen Kopf gesezt hätte. Auf diese Nachricht und auf die in den Depeschen enthaltenen Umstände änderte der Graf seinen Vorsaz, und statt selbst nach Belczk zu gehen, schikte er ein Detaschement von 600 Mann Cavallerie unter dem Commando des Obristen Suhalsky dahin, um die Stadt zu brandschazen. Er selbst blieb in Sokal, einer Stadt nahe bey Belczk. Hier brachten ihm seine Spione Nachricht, daß ein Corps Russen nebst einem königlich pohlnischen Regiment in schnellem Anmarsch sey, um ihn in Belczk, wo sie ihn vermutheten, zu überfallen. Augenbliklich bekam Suhalsky Befehl, die Russen anzufallen, sich dann nach Sokal zurükzuziehen, und sich nicht eher zu schwenken, bis er an dem Ufer des Flusses auf dem Weg nach Sokal wäre. Benjowsky legte hierauf seine Infanterie mit vier Kanonen in Hinterhalt in einen Wald an der Seite der Strasse, und verstekte sich mit seiner Cavallerie hinter einer Anhöhe. In dieser Lage brachte er einen ganzen Tag und einen Theil der Nacht zu, in beständiger Erwartung, daß Nachricht von der Ankunft der Feinde einlaufen werde. Endlich kam sie; er hörte einigemal feuern, und sahe den Obristen Suhalsky, von den Russen verfolgt, sich gegen Sokal zurückzie-

hen. Er ließ die Feinde passieren, bis Suhalsky jenseits des Waldes war, wo die Infanterie im Hinterhalt lag. Plözlich gab diese dichtes Feuer auf die Russen, Suhalsky schwenkte sich, fiel sie, unterstüzt von der aus dem Hinterhalt losbrechenden Infanterie, an, und der Graf stürzte mit der Cavallerie auf sie los. Troz der verzweifeltsten Gegenwehr der Russen, dauerte das Gefecht nicht lange; sie mußten der Gewalt weichen, und 400 Mann, der ganze Ueberrest von 4000, ergaben sich als Gefangene.

Nach dieser glüklichen Affaire wolte der Graf nach Bahr gehen, um der Conföderation Nachricht von seinem Verfahren zu geben, und wegen der Gefangenen die nöthigen Masregeln zu nehmen. Die Nachricht, daß Bahr von den Feinden erobert sey, und die dringenden Bitten des Adels aus der Woywodschaft Lemberg, sich ihrer Stadt zu nähern, und sie in ihrer Erklärung für die Conföderation zu unterstüzen bewogen ihn, dahin zu marschieren. Von da aus gieng er nach dem Dniester, und traf in Zawalow eine Parthie Conföderirter an, die ihm die traurigen Nachrichten brachten, daß Graf Potoczky zu Pothayze geschlagen, der alte Marschall Pulausky gefangen, und was das empfindlichste war, daß seine beyden Söhne um ihres Vaters willen die Conföderation zu verlassen im Begriff seyen. Alle diese Umstände bestimmten den Grafen Benjowsky nach Zuaniecz zu gehen. Hier empfiengen ihn die jungen Grafen Pulauzky, die schon seit langer Zeite seine Freunde waren, mit der grösten Freude und als einen Freund, der ihnen aus aller Noth helfen könne. Er wurde Tags darauf zum General-Commandeur der Cavallerie ausgeruffen und zum Commandeur en Chef zu

Zuaniecz ernannt, eine Würde, die der älteste Sohn des Marschalls Pulauzky ihm aus Achtung für seine grössere Erfahrung abtrat.

So viel Glük bisher die Sache der Conföderirten begleitet hatte, so mislich ward nun ihre Lage, da sich die ersten und mächtigsten Häupter von einander trennten. Potoczki und Krasinsky verliessen mit ihren Truppen die Armee der Conföderirten, und verursachten dadurch eine gänzliche Verwirrung. Der übrige Theil der Armee bestand noch aus 7800 Mann, deren eine Helfte von dem Grafen Casimier Pulauzky zu Okopp, und die andere von dem Grafen Benjowsky zu Zuaniecz commandiert wurde. Um ihren Truppen mehr Muth zu machen, und die wesentliche Zwecke der Conföderation zu erreichen, nahmen diese beyden Chefs 3000 Lipky, eine Art leichter Türkischer Cavallerie in Sold; hierauf schlugen sie zwey Lager zwischen Zuaniecz und Okopp auf. Hier erhielten sie Nachricht, daß ein Russisches Corps unter dem General Ismailow zu Constantinow errichtet wäre, und ein anderes unter dem General Kretsetnikow sein Lager zu Lemberg aufgeschlagen hätte. Der Graf Pulauzky übernahm es, gegen Kretsetnikow, und der Graf Benjowsky gegen Ismailow zu Felde zu ziehen. In dieser Absicht marschierte dieser nach Skalat, und von da nach Viogrodeck, Lampol und Zacslaw, wo er eine Verstärkung von 979 Mann Fußvolk erhielt. Von Zacslaw zog er sich in die Waldung von Lackow zurück, und erhielt da die Nachricht, daß General Ismailow noch nicht bey seinen Truppen angelangt, und zu Constantinow nur ein Major sey, der sechs Compagnien Infanterie commandirte, und zwey Kanonen, 400 Husaren, und 3—400 Cosacken bey sich

hätte. Auf diese Nachricht marschierte Benjowsky mit seinen Truppen die ganze Nacht, griff Morgens um 5 Uhr den Feind an verschiedenen Orten zugleich an, und schlug ihn aus dem Feld. Nach dieser Niederlage der Russen nahm er Constantinow ein; und brandschazte es. Wenige Tage darauf bemächtigte er sich des Schlosses Medzibor, und fand da 68 Mann Besazung, 8 Kanonen und eine Menge Munition und Lebens-Mittel.

Während dieser glüklichen Expeditionen des Grafen Benjowsky war Graf Pulauzky gegen Lemberg nicht sehr glüklich gewesen. Auf diese Nachricht eilte diesem Benjowsky entgegen, und vereinigte sich mit ihm in Grodeck. Die Vereinigung dieser Truppen vereitelte einen Plan der Feinde, der auf nichts geringeres als auf gänzliche Aufreibung der unter Pulauzky stehenden Truppen angelegt war. General Ismailow nemlich, der seit der Affaire bey Constantinow den Grafen Benjowsky überall aufgesucht hatte, ohne ihn zu treffen, faßte den Entschluß den Grafen Pulauzky, dessen sämtliche Truppen nur 3000 Mann ausmachten, zu Grodeck zu umzingeln; aber die unerwartete Ankunft des Grafen Benjowsky mit 4300 Mann vereitelte seinen Vorsaz.

Nun lief die Nachricht ein, daß die Russen in zwey Colonnen gegen 10000 Mann stark im Anmarsch wären, und wirklich erschienen sie auch den Tag darauf vor Grodeck. Man ordnete die Heere gegen einander, und das Treffen nahm mit einem Angriff der Cavallerie auf den rechten Flügel der Conföderirten, den Pulauskys Truppen ausmachten, den Anfang. Schon fiengen diese an zu weichen, als Benjowsky seine ganze Infanterie dem linken Flügel zu Hülfe schickte, und

er selbst an der Spize der Cavallerie dem Feind in den rechten Flügel fiel. Dieser unvermuthete Angriff brachte Schrecken und Verwirrung unter das Russische Heer, so daß sich dieses mit Verlust von 1200 Mann Todten, eben so vieler Gefangenen, aller Wagen und Artillerie zurükziehen mußte. Die Conföderirten hingegen verloren nicht über 900 Mann.

Nach dieser Aktion vertheilten beyde Grafen ihre Truppen in die Festungen Zuaniecz und Okopp und beriefen an den erstern Ort einen Kriegsrath, um einen endlichen Entschluß über die fernere Masregeln zu fassen. Diesem Kriegsrath wohnten die Generale Laurent, Potocsky, Grocholsky, Radziminsky, Slabusevsky, Noviczy und andere Befehlshaber der Conföderirten Truppen bey. Die beyden Grafen machten den Vorschlag, die Vestungen Zuaniecz und Okopp zu verlassen und nach Pohlen zurük zu gehen. Ihre Gründe waren, weil, so lange sie an der Türkischen Grenze blieben, die Russen sie von Pohlen entfernt halten, und daher die Woywodschaften es nie wagen würden, sich für die Conföderation zu erklären, ferner weil sie in diesen Gegenden keine Lebensmittel noch Mannschaft aus Pohlen ziehen könnten, und weder Okopp noch Zuaniecz eine Belagerung aushalten könnten. Diese Vorstellungen waren ohne Wirkung. Hartnäckig blieben die Meisten bey dem Vorsaz, die Vestungen nicht zu räumen, und man beschloß zu dem Ende, die Grafen Potoczky und Krosinsky, und den Gros-Sultan um Hülfe an Menschen und Geld zu bitten.

Einige Tage nachher erhielt der Graf die Nachricht, daß Pulauzky auf seinem Marsch nach Ducza von den Russen angefallen, zum Rükzug genöthigt

worden sey, und einen neuen Angrif beförchte. Unverzüglich eilte er mit einem Theile der Cavallerie diesem zu Hülfe, kam aber, ob er gleich in 14 Stunden 8 Meilen machte, doch erst nach der Schlacht an. Diese war gegen alles Vermuthen zum Vortheil der Conföderirten abgelaufen, die ihrer 400 gegen 1400 Mann stritten. Die in diesem Treffen gefangene Russen versicherten, daß ihre Parthey blos deswegen ausgeschikt worden sey, um die Gegend und den Zustand der beyden Vestungen Okopp und Zuaniecz auszukundschaften, die General Ismailow nächstens mit 12000 Mann anzugreifen beschlossen habe. Nun drang der Graf abermals darauf, Okopp, als die schwächere Vestung, zu verlassen; allein die Versammlung willigte nicht ein. Endlich rükte General Ismailow an mit dem einen Theil seiner Truppen vor Okopp, mit dem andern vor Zuaniecz. Diese Erscheinung wirkte solchen Schrecken bey den Gliedern der Versammlung, daß sie plözlich Zuaniecz verliessen, sich in die Türkey zurükzogen, alle Rußische Gefangene mitnahmen, und Alles des Grafen Anordnung überliessen. Als die Russen der Vestung nahe kamen, ließ dieser einige Achtpfünder auf den Feind abschiessen, die nur mit einem Drittheil der gewöhnlichen Pulver-Menge geladen waren. Da diese Kugeln den Feind nicht erreichten, schloß dieser, daß er der Vestung ungestraft noch näher kommen dörfe, und rükte wirklich bis auf eine halbe Schußweite vor die Stadt. Sobald die Russen verschanzt waren, canonirten sie einen ganzen Tag unaufhörlich in die Vestung; der Graf ließ aber nur selten und schwach antworten. Die Nacht darauf beschloß er den Feind auf zwey Seiten zugleich anzugreifen. Er gab nemlich dem in der Festung commandirenden Offizier den Befehl

bey Tages Anbruch mit der schwehrsten Artillerie das stärkste Feuer auf den Feind zu geben, er selbst verließ noch in der Nacht die Festung, umgieng das feindliche Lager so, daß er mit Tages-Anbruch diesem im Rücken war. Nun brach plözlich von vornen und von hinten Tod und Verderben über die Russen los, von vornen das zerschmetternde Feuer aus der Vestung, von hinten das stürmische und unaufhaltbare Einbrechen des Grafen mit seiner tapfern Cavallerie. Schreckliche Bestürzung und Verwirrung ergriff die Feinde, sie liessen Lager und Bagage im Stich und flohen nach Grodeck. Die Russen büßten bey dieser Aktion 1100 Todte, 320 Gefangene nebst zwey Fahnen, drey Standarten und 18 Kanonen ein.

Während dieser Zeit hatte der Graf Pulauzky, der die Unmöglichkeit Okopp zu behaupten, fühlte, Stadt und Schloß angezündet, passirte den Dniester, und marschierte durch die Moldau nach Zambor. Von da aus bat er den Grafen Benjowsky, sich in die Türkey zurükzuziehen, und bey Zambor zu ihm stossen. Dem Grafen gefiel dieser Vorschlag. Um sich seinen Weg zu sichern und zu erleichtern, schikte er zwey Offiziere an den Bassa von Chozym, um ihm seine Absicht zu wissen zu thun, und um nöthigen Beystand zur Erleichterung seines Wegs zu bitten. Der Bassa gewährte alles, was er verlangte. Der Graf verließ also Zuanieczk, schafte seine Bagage nach Ottaky, einem nahe bey Chozym gelegenen Dorfe, und war eben im Begrif, eine Brücke über den Dniester zu schlagen. Allein plözlich änderte sich der Ton des Bassa, er erklärte, daß er diß ohne Befehl vom Grossultan nicht zugeben dörfe, und daß er überhaupt nach reiferer Ueberlegung sich genöthiget sehe, das gegebene Verspre-

chen der Aufnahme und Unterstüzung des Grafen zurükzunehmen. Diese Erklärung brachte den Grafen in die gröste Verlegenheit. Zuanieczk, den einzigen festen Ort, der ihn gegen die überwiegende Macht der Feinde schüzen konnte, hatte er verlassen, dahin zurükzukehren, war unmöglich, weil er erwarten durfte, daß die Russen diesen Ort schon besezt haben werden, umzingelt von Feinden, mußte er jeden Augenblik überfallen zu werden befürchten. Wirklich geschah diß auch zu Brahe durch 4000 Mann theils Infanterie theils Cavallerie. Zum Glük des Grafen begieng der feindliche General den Fehler, die Cavallerie vor der Infanterie anrücken zu lassen. Diese ward durch das Feuer zweyer Batterien so lebhaft bewillkommt, daß sie weichen mußte; gleiches Schiksal traf auch die Infanterie. Einen zweyten Besuch dieser Gäste wollte nun der Graf nicht abwarten, er schlug daher, troz aller Verbote und Drohungen des Bassa eine Brücke über den Dniester, machte nahe bey Chozym Halt, und schlug nicht weit von dem Lager des Bassa von Natolien das seinige auf. Kaum hatte er sich mit seinen Truppen gesezt, als ihm der Bassa von Chozym sein Lager aufzuheben befahl, und im Weigerungsfall ihn mit allen seinen Truppen niederzusäbeln drohte. Der Graf wandte sich nun an den Bassa von Natolien, klagte ihm seine Noth und die Verrätherey des Bassa von Chozym, und bat ihn um seinen Beystand. Dieser, ein geheimer Feind desselben, versprach dem Grafen seine Hülfe, und rieth ihm, einen Courier nach Constantinopel zu schiken, und sich bey dem Gros-Sultan, der den Conföderirten seinen Schuz bewilliget hatte, über das verrätherische Betragen des Bassa von Chozym zu be-

kla-

klagen. Dieß that dann auch der Graf noch am nemlichen Tag. Den folgenden schickte der Bassa von Chozym einen Aga an den Bassa von Natolien mit dem Befehl, den Grafen zu verhaften und nach Chozym zu schicken. Dieser, redlicher als jener, schickte die Antwort zurück, daß der Graf, der einen Courier nach Constantinopel geschickt hätte, bis zur Rückkunft desselben nicht feindlich behandelt werden dürfe, und daß er ihn ohne ausdrücklichen Befehl des Sultans nicht auszuliefern gedenke. Doch rieth der Bassa von Natolien dem Grafen, sich zurückzuziehen, um nicht durch Verrätherey in seines Feindes Hände zu fallen. Der Graf willigte ein, und erhielt noch von seinem grosmüthigen Freund ein Detaschement von 1000 Reitern, die ihn bis an die Polnische Grenzen begleiteten. Hier faßte er den Entschluß, nach Zembor zu gehen, um sich mit dem Grafen Pulauzky zu vereinigen. Allein viele seiner Offiziers und Truppen weigerten sich ihm zu folgen, und verliessen ihn bis auf 1400 Mann. Mit diesen wenigen kam er nach Dorchowiz, und erhielt hier die Nachricht, daß der Graf Pulauzky sich nach Ungarn zurückgezogen hätte, und daß die Russen zu Zambor unter dem Commando des Obristen Brinken stünden, der, sobald er die Annäherung des Grafen erfahren, ihn aufzusuchen beschlossen hätte. Der Graf, der die äusserste Gefahr seiner Lage nun ganz fühlte, wußte kein anderes Mittel, den Feinden zu entrinnen, als ungesäumt nach Ungarn zu gehen, und daselbst auf eine schickliche Gelegenheit zu warten, um in Gemeinschaft mit dem Grafen Pulauzky in Pohlen einzurucken. Allein seine Truppen weigerten sich ihm zu folgen, weil sie meistens aus Deserteurs von der kayserlichen Armee bestanden, die

es nicht wagen wollten, in das kayserliche Gebiet zu gehen. In dieser bedrängten Lage blieb ihm nichts übrig, als sich augenblicklich in den Wald von Zyduczow zurückzuziehen. Hier ward er von Obrist Brinken an der Spize von 4000 Mann angefallen. Anfangs wurde der Graf zu weichen gezwungen, als aber seine Kanonen ankamen, zwang er wiederum den Feind sich zurückzuziehen und das Feld zu räumen. Zwar war der Graf Sieger aber eben sein Sieg vergrösserte sein Elend, indem er ihn gegen 300 Mann Verwundete und 268 Todte kostete. Seine Lage war nun höchst traurig; um und um von Feinden umgeben, durch Mangel an Proviant und andern Bedürfnissen aufs äusserste gebracht, an der Spize weniger durch Hunger und Strapazen erschöpfter Truppen, sahe er keine andere Aussicht als Tod oder Gefangenschaft. Um indessen alles mögliche zu versuchen, machte er seinen Offizieren den Vorschlag, sich nach Bialoboboky zu retirieren. Das Projekt foderte schnelle Ausführung, obgleich Menschen und Pferde durch die eben geendigte Schlacht ganz ermüdet waren. Demohngeachtet sezte er den Marsch fort, und kam den folgenden Morgen in dem Flecken Szuke an, wo er seine Truppen ausruhen lassen mußte. Während dieser Zeit wurde er von einer Parthie Cosacken überfallen, die durch eine zahlreiche Infanterie und mit Kanonen unterstüzt waren. Troz der schrecklichen Verheerung, die das feindliche Geschüz unter den Truppen des Grafen verursachte, wehrten sie sich doch mit unerschütterlichem Muth. Er selbst trug in der Hize des Gefechts zwey Hiebe mit dem Sabel davon, und ward endlich durch einen Schuß aus einer Kanone, die mit altem Eisen geladen war, im Unterleib schwer verwundet und zu Boden gestreckt. Sein

Schicksal entschied das Schicksal seiner Parthey, und die Russen hatten endlich die Freude, ihn zum Gefangenen gemacht zu haben.

Als Gefangener wurde der Graf dem General *** Commandeur en Chef der Armee zugeschickt, der die Unmenschlichkeit hatte, den Wundärzten die Besichtigung und Heilung seiner Wunden bey Strafe zu untersagen, ihn in Ketten zu legen, auf Wasser und Brod einzuschränken, und in solchem Zustand nach Kiow zu schicken. Ermüdung, Schmerzen, Hunger und Kummer brachten den Grafen unterwegs dem Tode nahe; doch ward er, um noch grössere Proben seiner Standhaftigkeit und Geistes-Grösse abzulegen, von dem Schicksal durch das Mitleiden seines Führers und die menschenfreundliche Sorgfalt des Obrist n Sirkow, Commandanten zu Polonja, der nahen Gefahr entrissen. Dieser übergab ihn einem erfahrenen Wundarzt Blanchard, der ihn von seinen Wunden heilte, wieß ihm ein schickliches Logis in der Stadt an, und schoß ihm 50 Rubel zu seinem Unterhalt vor. Einen andern Wohlthäter und neuen Trost fand er in der Persohn eines Kurländers, Namens Wilt, eines Lieutenants in Russischen Diensten, der das wenige, was er von seiner Nothdurft entbehren konnte, dem Grafen mittheilte. Plözlich aber veränderte sich die Szene durch die Ankunft des Brigadiers Banier, der den Obristen Sirkow ablößte. Dieser war grausam genug, den Grafen in Ketten zu legen, mit den übrigen Gefangenen in den Kerker zu schicken, und bey Wasser und Brod seinem Kummer zu überlassen. Mit 80 Gefärthen seines Elends mußte er in einem unterirdischen Gefängniß, in das kaum die zum Athemholen unentbehrliche Luft durch ei-

ne enge Oefnung eindringen konnte, 22 Tage zubringen. Keinem der Gefangenen ward erlaubt, auch nur zur Verrichtung der natürlichen Bedürfnisse herauszugehen, und selbst die Gestorbenen, deren Anzahl sich in 20 Tagen auf 35 belief, verweßten unter den Lebenden. Erst nach 22 Tagen ward das Gefängniß geöfnet, und der Graf mußte mit vielen andern Gefangenen, alle in Ketten geschlossen, die Reise nach Kiow antretten. Zur Bewachung begleitete sie ein Offizier mit einer Compagnie Soldaten. Dieser beraubte aus schändlichem Eigennuz die Gefangenen der Hälfte des für sie ausgesezten Brodes, nahm in den Dörfern, durch welche sie kamen, Geld statt des Quartiers, und überließ die Unglücklichen der drückenden Hize des Tages, der empfindlichen Kälte der Nacht, dem Regen und den Winden, ohne ihnen auch nur ein Zelt zum Obdach zu geben. Demohngeachtet zwang er sie selbst durch Schläge, schnell zu marschiren, ob ihnen gleich der Hunger, die Strapazen und die Schmerzen ihrer Wunden kaum noch einige Kräften übriggelassen hatten. Diese die Menschheit entehrende Grausamkeit rieb so viele Gefangene auf, daß von 782 nur noch 140 nach Kiow kamen; die übrigen starben entweder unterwegs, oder wurden sterbend zurückgelassen. Endlich kamen sie nach Kiow, und wurden mit gleicher Härte, wie zu Polonja, wieder in unterirdische Kerker geworfen. Hier unterlag der so starke Körper des Grafen dem Druck der Strapazen, und er fiel in ein bösartiges Fieber, dem bald ein Delirium folgte. Dies bewog den Gouverneur von Kiow zum Mitleiden, daß er ihn in ein besonderes Haus bringen ließ, und zu seinem täglichen Unterhalt 2 Rubel aussezte. Als er wieder einigermassen hergestellt war, mußte er mit den übrigen Gefangenen seine Reise nach Ca-

zan antretten. Unterwegs, zu Nizym, bekam er einen Rückfall, und ward zurückgelassen. Hier wirkte ein menschenfreundlicher deutscher Kaufmann Nahmens Levner, die Erlaubniß aus, den Kranken zu sich ins Haus zu nehmen. Er wartete seiner mit äusserster Sorgfalt, stellte ihn wieder her, versah ihn mit anständiger Kleidung, und gab ihm 200 Rubel auf den Weg, als er mit einem zweyten Transport Gefangener wieder fort mußte. Diese Summe hinterlegte der Graf bey dem commandierenden Offizier Wolkow, um nicht durch die russischen Soldaten derselben beraubt zu werden. Als er aber etliche Tage nachher einige Rubel forderte, läugnete dieser, Geld von ihm erhalten zu haben, überhäufte ihn mit Schimpfworten, und trieb seine Bosheit so weit, daß er ihn, bey seiner Ankunft in Cazan bey dem Gouverneur als einen unruhigen, aufwieglerischen Menschen angab. Diese Anklage hätte ihm das härteste Gefängniß zugezogen, wenn ihn nicht die dringende Verwendung des Marschalls Czarnezky und der Grafen Potokzky und Pulauzky dieser Noth entrissen hätte. Während seines Aufenthalts in Cazan verschafte ihm der Ruf seiner Thaten, und sein offenes Betragen viele Bekanntschaft unter dem Russischen Adel. Manche von diesem hatten, längst des Russischen Despotismus müde, den Anschlag gefaßt, sich unabhängig zu machen, und suchten zu dem Ende auch den Grafen und durch ihn die übrigen Gefangenen in ihr Interesse zu ziehen. Oefters suchten sie seine Gesinnung auszuhohlen, aber er hielt immer zurück, und wich mit Vorsicht einer bestimmten Antwort aus. Endlich entdeckte ihm ohne Umschweife einer der Angesehensten unter den Verschwornen ihre Absichten, erklärte ihm frey, daß der gegenwärtige Zeitpunkt ihren Absichten, sich

von Russischer Regierung unabhängig zu machen, in mancherley Rücksichten höchst günstig sey, versicherte, daß die Tartarn von Cazan zur Unterstüzung ihres Vorhabens bereit seyn würden, und forderte den Grafen auf, mit den übrigen Gefangenen ihrem Bunde beyzutretten. Der Graf erklärte, daß die Gefangenen, die ohne Waffen und unter strenger Aufsicht wären, keinen Angriff gegen die Regierung wagen dürften; daß aber, wenn sie erst in Freiheit gesezt wären, ihren Befreyern gewiß auf das nachdrüklichste beystehen würden. Nach dieser Unterredung verfügte sich der Graf zu dem Marschall Czarnezky, und erzehlte ihm das Vorgefallene. Dieser lud die vornehmsten der Gefangenen zu sich, entdekte ihnen das Geheimniß, und faßte mit ihnen den Entschluß, daß die Confoderirten sich in keine Verschwörung gegen die Regierung mit den Misvergnügten einlassen solten, daß sie ihnen aber wohl versprechen könnten, daß, falls sie sich der Stadt bemächtigten, die in Freyheit gesezten Gefangenen ein Corps formiren, und einstimmig mit ihren Befreyern agiren wollten, solang nicht andere entscheidende Verhaltungsbefehle von der Generalität der Confoderirten erschienen.

Die Misvergnügten verfolgten ihren Plan mit so vielem Eifer, daß es ihnen gelang, den Adel des Gouvernements von Voronicz, Belgrad, Kiow und des grösten Theils von Moskau auf ihre Seite zu bringen. So standen die Sachen am 6. November 1769, als ein Russe, ein Mitgenosse der Verschwörung zum Verräther ward, und den Gouverneur benachrichtigte, daß der Graf (seine Landsleute wollte er schonen) mit andern Gefangenen den Anschlag gefaßt hätte, sich in Freiheit zu sezen, und ihn ums Leben zu bringen. Der

Gouverneur schickte in tiefer Nacht einen Officier mit 20 Soldaten in die Wohnung des Grafen, um diesen in Arrest zu nehmen. Sie klopften an der Thür, der Graf, der einen Freund vermuthete, gieng herunter, und machte auf. Wie erstaunte er aber nicht als er den Offizier erblickte, der ihn fragte, ob der Gefangene Benjowsky zu Hause sey? Auf seine Bejahung riß er ihm das Licht aus der Hand, und gieng eilig die Treppe hinauf. Der Graf säumte nicht, diesen Irrthum zu benuzen, eilte zu seinem vertrauten Freund, Major Wynbladth, dem Mitgenossen seiner vormaligen Schicksale und jezigen Gefangenschaft, erzehlte ihm sein Abentheuer, und überredte ihn, mit ihm aus Cazan zu entwischen. Glücklich kamen sie noch in der Nacht aus der Stadt, nahmen auf dem nächsten Dorf Pferde von Bauern, und eilten nach Sebuskar. Hier endeckten sie einigen Edelleuten, die gleichfalls an der Verschwörung Theil hatten, den für ihre Absichten so gefährlichen Vorfall, und erhielten von ihnen, weil sie aus der Verhaftnehmung des Grafen für sich schlimme Folgen befürchteten, Geld, Kleider und ein Podruschna (Laufzettel für Postpferde). In Novogrod gaben sie sich für Offiziere aus, die Depeschen nach Petersburg zu überbringen hätten. Der Woywode bewirthete sie aufs treflichste, und gab ihnen einen Brief an den Woywoden von Wolodemir. Durch diese Vorsicht kamen sie endlich am 19. Nov. zu Petersburg an, wo der Graf in einem Gasthof ein Zimmer miethete, und den Major für seinen Bedienten ausgab. Gleich den folgenden Tag fand er einen holländischen Schiffs-Capitain, der eben im Begriff war, nach Holland abzusegeln, und traf mit ihm den Accord, daß er ihn und seinen Bedienten um 500 Dukaten, die er ihm bey seiner An-

kunft daselbst bezahlen wollte, dahin mitzunehmen versprach. Der Capitain bestellte den Grafen mit seinem Begleiter um Mitternacht auf die Newa-Brücke, um dann sogleich abzusegeln. Sie warteten eine Zeitlang mit äusserster Ungeduld auf die Ankunft des Capitains; endlich erschien er, aber mit ihm 20 Soldaten, die ihn nebst dem Major Wynbladth angrieffen, und zu dem Policey-Lieutenant Graf Csecserin führten. Dieser verhörte ihn, und legte ihm folgende Fragen vor:

1) Von was für Geburt, aus welchem Lande, von welchem Alter und welcher Religion er sey?

Antw. Er sey als Magnat der Königreiche Ungarn und Pohlen gebohren, 28 Jahr alt, und bekenne sich zur christlichen Religion.

2) Unter welcher Macht er gedient habe, ehe er zur Conföderation getretten sey?

Antw. Unter der Kayserlichen Armee in dem Krieg gegen den König von Preussen.

3) Wer ihn dazu vermocht habe, die Conföderations-Acte zu unterschreiben?

Antw. Er habe es als Starost für seine Pflicht gehalten, der Republik beyzustehen, um ein fremdes Joch abzuschütteln.

4) Ob er nicht wisse, ob der König in Frankreich Geld zur Bezahlung der conföderirten Truppen herschiesse?

Antw. Ihm sey nichts bekannt.

5) Wer ihn in seiner Gefangenschaft überredt habe, die anderen Gefangenen zum Aufstand zu reizen, und was er für Absichten gehabt habe, falls es ihnen gelungen wäre, sich der Stadt Cazan zu bemächtigen?

Antw. Er habe die Gefangenen nie zum Aufstand gereizt, sich aber durch die im Gefängniß erlittene Grausamkeiten gezwungen gesehen, seine Freiheit zu suchen, und an Eroberung der Stadt Cazan habe er nie gedacht.

6) Ob nicht die andern Conföderirten, und auch gewisse Russen mit in die Verschwörung verwikelt seyen? Wie sie heissen, und auf was für Art sie das Bündniß zu Stande gebracht haben?

Antw. Er halte es weder für nöthig noch rathsam deswegen, weil er Gefangener sey, auch Angeber zu werden; folglich könne er auf diese Frage nicht antworten.

7) Warum er nach seiner Entweichung von Cazan nach Petersburg gegangen sey? Woher er Geld bekommen habe, eine so weite Reise mit Extra-Post zu machen? Und warum er seinen Begleiter für seinen Bedienten ausgegeben habe?

Antw. Er sey nach Petersburg gegangen, weil er von da aus am leichtesten auf einem fremden Schiff aus dem Reiche kommen zu können geglaubt habe; und den Major Wynbladth habe er für seinen Bedienten ausgegeben, um sich die Kosten der Reise zu erleichtern.

8) Warum er dann gerade nach Holland habe gehen wollen?

Antw. Aus keinem andern Grund, als weil er zufälliger Weise einen holländischen Capitain angetroffen, der ihn mitzunehmen versprochen habe.

Nach diesem Verhör wurde der Graf, abgesondert von seinem Freund Wynbladth in ein unterirdisches Gefängniß abgeführt. Nach drey Tagen ward die Thüre seines Kerkers zum erstenmal geöfnet, und ihm

nach dreytägigem Fasten ein Stük Brod und ein Krug Wasser gereicht. Hierauf wurde er durch einen Offizier und eine Mann-Wache zu dem Minister Graf Panin geführt. Dieser machte hundert Fragen in einem Athem an ihn, ohne ihm zur Beantwortung einer einzigen Zeit zu lassen, erklärte ihm dann, daß er mit allen seinen Machinationen aufs genaueste bekannt sey, und drohte ihm mit den niedrigsten Schmähungen den schimpflichsten Tod, wenn er nicht alle Fragen, die ihm das Gericht vorlegen würde, bejahend beantworten würde.

Den folgenden Tag wurde der Graf vor den geheimen Rath geführt, dem Panin präsidirte. Dieser befahl ihm, die Wahrheit der Antworten zu beschwören, die er dem Graf Esecserin auf seine Fragen bey dem ersten Verhör gegeben habe. Der Graf that dieß ohne Anstand; Panin ward dadurch aufgebracht, daß er drohte, ihn auf die Folter spannen zu lassen, wofern er nicht seinen Eid zurüknehmen und die Wahrheit bekennen würde. Diese Drohung, die schreklich genug ist, die Standhaftigkeit des unschuldigsten Menschen zu erschüttern, brachte den Grafen nicht aus der Fassung; vielmehr antwortete er, daß die Versammlung, die ihm befohlen habe, sich durch einen Eid zu reinigen, erst Beweise haben müsse, daß dieser Eid falsch gewesen sey, ehe sie so ein gewaltsames ungerechtes Verfahren gegen ihn vornehme. Mehrere Glieder der Versammlung fühlten die Wahrheit dieser Antwort, und stellten dem Graf Panin vor, daß der Gefangene, der nur eines Versuchs zu entwischen überführt sey, nicht als Statsverbrecher behandelt werden könne. Der Graf wurde dann in sein Gefängniß zurückgeführt, den folgenden Morgen aber wieder vor den Rath gebracht,

und mit eben dem Russischen Edelmann confrontiert, der ihn bey dem Gouverneur von Cazan verrathen hatte. Dieser behauptete, daß der Graf um die Verschwörung des Russischen Adels gegen die Regierung wüßte, daß er sie aufgemuntert und ihnen den Beystand aller Gefangenen versprochen habe. Auf diese Anklage antwortete der Graf, daß er freilich in mehreren Gesellschaften von den Anschlägen des Adels gegen den Gouverneur von Cazan habe reden hören, daß er aber in seiner Gefangenschaft keinen Grund, die ihm anvertraute Geheimnisse zu verrathen, gefunden habe; zudem wolle er nicht läugnen, daß die Misvergnügten, ihn zur Theilnehmung ihrer Absichten eingeladen, daß er sie aber abgelehnt und nur dann seine Dienste versprochen habe, wenn sie der Russische Adel erst in Freiheit gesezt haben würde. Der Russe gestand, daß diese Aussage wahr sey; worauf der Graf wieder in sein Gefängniß abgeführt wurde. Den folgenden Tag ward er wieder vor den Rath gebracht, wo ihm Graf Panin die Freyheit versprach, wenn er sich durch eine schriftliche Erklärung anheischig machen wolle, nie gegen die Russen zu dienen, das Reich ohne Verzug zu verlassen, und bey Todes-Strafe nie dahin zurückzukehren.

Benjowsky trug kein Bedenken, die Resignation zu unterzeichnen.

Nun glaubte der Graf, dem Ende seiner Leiden nahe zu seyn; aber seine Hoffnung ward schreklich getäuscht. Statt in Freiheit gesezt zu werden, mußte er in das Gefängniß zurükkehren. Hier mußte er noch 5 Tage schmachten, da denn um Mitternacht ein Offizier mit 7 Soldaten zu ihm kam, der ihm seine Ketten abnehmen, einen Habit von Schaf-Fellen anzie-

hen, und seine Fesseln abermals anlegen ließ. Hierauf ward er auf einen Schlitten geworfen, und mit äusserster Schnelle fortgeführt. Anfänglich tröstete ihn die Hofnung, daß er vielleicht nach Pohlen zurükgeführt werde; aber alle Hofnung verschwand, als er bey Anbruch des Tages nur zu deutlich sahe, daß er auf dem Wege nach Sibirien sey. Der einzige Trost in dieser traurigen Lage war, daß er seinen kranken Freund, Wynbladth, den bisherigen Gefährthen seiner Schicksale, in seiner Gesellschaft hatte. Zu Wolodomir stiessen noch 4 Schlitten mit 4 Verwiesenen zu ihnen; diese waren Waßili Waßilics Panow, Lieutenant bey der Garde; Hippolite Stephanow, Infanterie-Capitain; Asaph Baturin, Artillerie-Obrist; und Iwan Sokmanow, Staats-Sekretair von Moskau. Ihre Eskorte bestand aus 46 Soldaten von Wolodomir, die sie nach Kuzemodemjazkoy führten. Hier ward ihre Wache mit 150 Reitern verstärkt, um sie sicher durch das Gebiet Cazan zu bringen, wo, seit der Graf daraus entflohen war, bereits Unruhen ausgebrochen waren.

Hiemit schliessen wir die Nachrichten, die wir von des Grafen Begebenheiten gesammelt haben, und liefern die folgende Beschreibung seiner Schicksaale, wie er sie selbst aufgezeichnet hat.

2. Kap.

Ankunft des Grafen zu Tobolsk — Abreise — Ankunft zu Tomsk — Gelegenheit zu entfliehen — Ankunft zu Jakuzk — Plan zur Freyheit — Glüklich abgewendete Gefahr, entdekt zu werden — See-Reise nach Kamtschatka.

Nach unendlich vielen ausgestandenen Widerwärtigkeiten kam ich d. 20. Jan. 1770. zu Tobolsk, der Hauptstadt Sibiriens an, ward durch die Menschen-

freundlichkeit und Grosmuth des dasigen Gouverneurs, Graf Csecserin, meiner Fesseln entledigt, und mit meinem Freund Wynbladth in ein bequemes Haus einlogirt. Durch diese Sorgfalt des Gouverneurs erlangte ich in kurzer Zeit meine Gesundheit und Kräften wieder, die durch die Strapazen der Reise äusserst geschwächt waren, und konnte meinen fernern Weg mit frohem Muth antreten. Am 4. Februar reisten wir unter der Eskorte eines Kosacken = Sottnicks mit 24 Mann in 16 Schlitten von Tobolsk ab, so daß, unsere Führer ausgenommen, je zwey und zwey in einem Schlitten sassen. Dieser hatte von dem Gouverneur den Befehl, uns mit Freundlichkeit und Gelindigkeit zu behandeln; und diß that er auch. Wo wir einkehrten, nahm er uns mit sich in ein Haus, ließ uns an seinem Tisch speisen, und suchte die Mühseligkeiten unserer Reise, so viel er konnte, zu erleichtern. Diese stiegen wirklich oft auf einen so hohen Grad, daß ich um der Blessuren willen, mit denen mein Körper bedekt war, unterliegen zu müssen glaubte. Ausserordentliche Kälte, Winde und Schneegestöber beraubten uns oft beynahe unserer Sinnen. Stutten = Milch und Pferdefleisch war noch trefliche Nahrung für uns, aber oft mußten wir uns mit in Wasser getauchter Rinde von Birken begnügen lassen. Des Tags ermüdete uns die Reise, denn oft mußten wir zu Fuß über hohe Gebürge steigen, und des Nachts froren wir in Schnee-Gruben, die unser Lager waren.

Den 17. April erreichten wir endlich Tomsk, eine Stadt, die größtentheils mit Tartarn bevölkert ist. Der Gouverneur, Namens Villeneuf, ein gebohrner Franzose, behandelte uns mit vieler Leutseligkeit, und die Tartarn bezeugten uns alle mögliche Achtung und

Freundschaft, da sie hörten, daß wir in Vereinigung mit der Türkischen Armee gefochten, und das Unglük gehabt hätten, in Gefangenschaft zu gerathen. Besonders nahm sich ein Zobelhändler meiner an, und schlug mir vor, mit ihm nach China, wohin er die Wege gut kenne, zu entfliehen. Gerne hätte ich dieses Mittel, meine Freyheit zu erlangen, benüzt, wenn mein durch die Reise ermüdeter und mit Wunden bedekter Körper fähig gewesen wäre, einen Weg von wenigstens 80 Meilen zu Fuß zu machen. Da ich um dieser Ursachen willen diesen freundschaftlichen Vorschlag nicht annehmen konnte, begnügte er sich, mich mit Geschenken zu beladen.

Am 11. May verliessen wir Tomsk, und kamen durch ein ödes, mit Bergen und Wäldern bedektes Land. Kälte, Hunger und Müdigkeit raften viele Menschen und Pferde weg. Endlich langten wir den 20. August zu Jakuzk an, einer Stadt, die meist von Verwiesenen und Cosaken bewohnt ist. Hier machte ich Bekanntschaft mit einem gewissen Hoffmann, der als Regiments-Feldscherer von Petersburg nach Kamtschatka geschikt wurde, einem Mann von hellem Kopf und liebenswürdigem Charakter. Er eröfnete mir, ohne viele Umstände, daß wir von Kamtschatka aus zur See entweder nach Japan oder nach China würden entrinnen können, wenn wir uns eines Schiffs bemächtigen, und erfahrne Leute zu Führung desselben auftreiben könnten. Seine Freymüthigkeit überzeugte mich von seiner Redlichkeit; Ich erklärte ihm daher, daß ich selbst seit meiner Verweisung mit diesem Plan umgehe, und versicherte ihn, daß meine auf verschiednen See-Reisen eingesammelte Erfahrung mich hinlänglich in den Stand sezte, die Führung des Schiffs zu übernehmen. Die-

sen Vorschlag konnte ich ohne Bedenken meinen Gefärthen mittheilen, weil sie gleichfalls der Gefangenschaft müde, nach Befreyung seufzten, und mir während der Reise die ausgezeichnetste Hochachtung erwiesen hatten. Die Gesellschaft der Verschwornen bestand nun aus Herrn Hoffmann, Major Wynbladth, Capitain Panow, Capitain Stephanow, Obrist Baterin, Sekretair Sopronow und mir, als erklärtem Oberhaupt der Gesellschaft. Aus Eifer, unsern Plan bald der Ausführung nahe zu bringen, suchten wir den Stadthalter dahin zu bringen, unsere Absendung nach Ochozk, dem Hafen, von wo aus wir nach Kamtschatka eingeschift werden mußten, zu beschleunigen. Wir erreichten unsere Absicht in wenigen Tagen, hatten aber den Verdruß, Herrn Hoffmann zurüklassen zu müssen, weil er seine Sachen, die er nothwendig bey sich haben mußte, nicht mitnehmen konnte. Wir machten unsere Reise auf Schlitten, die von Elendthieren gezogen wurden. Unterwegs erfuhren wir von einem Cosaken, der expreß deswegen von Jakuzk uns nachgeschikt wurde, die traurige und beunruhigende Nachricht, daß Hoffmann plözlich gestorben sey. Er überbrachte unserm Führer ein Paket von mehreren von Hoffmann hinterlassenen Papieren, damit sie jener dem Gouverneur zu Ochozk einhändigte, der, wie sich der angekommene Cosack verlauten ließ, darinn ersucht wurde, uns nicht nach Kamtschatka zu schicken. Diese Nachricht machte uns Sorge, es möchte sich unter Hoffmanns Papieren einiges gefunden haben, das auf unsern Plan Bezug hätte, und veranlaßte uns zu dem Entschluß, uns des ganzen Pakets zu bemächtigen. Ein Zufall erleichterte uns bald die Ausführung unsers Anschlags. Als wir nemlich den Fluß Aldan in Boo-

ten übersezten, hatten die Cosacken die Bosheit, das Boot unsers Führers umzuwerfen. Mit grosser Mühe erreichte er schwimmend das Ufer, und war hier genöthigt, seine Kleider zu troknen. Ich bediente mich dieses Vorfalls, bewirthete ihn nebst den übrigen Cosacken mit Brandewein, und brachte sie durch Zuspruch dahin, daß sie berauscht einschliefen. Nun bemächtigten wir uns des Pakets, und des Briefs von dem Gouverneur von Jakuzk an den von Ochozk, der folgendermassen lautete:

„Die beyden Sottnicks Kolosow und Rostacynew führen sechs Staatsgefangene auf Befehl des Senats nach Kamtschatka, die ihr ohne Verzug ins Gefängniß setzen, und bis auf weitern Befehl strenge verwahren müßt. Sie mißbrauchten die ihnen von mir vergönnte Freyheit in der Stadt herumzugehen, und suchten andere Verwiesene zum Aufstand zu reizen. Besonders ist ein gewisser Moriz Augustowiz listig genug gewesen, den Wundarzt Hoffmann auf seine Seite zu bringen, und ihn zu dem Entschluß zu überreden, bey ihrer Ankunft in Kamtschatka mit allen Verwiesenen auf einem Schiff zu entfliehen. Ich erhielt durch einen Verwiesenen, dem sich Hoffmann vor seinem Tod entdekt hat, von diesem abscheulichen Anschlag Nachricht. Nach seinem Tod habe ich verschiedene Papiere unter seinen Sachen gefunden, die vielleicht dahin Bezug haben, die ich aber, weil sie teutsch geschrieben sind, nicht verstehe. Ich schicke sie euch hiemit zu, in Hoffnung, daß ihr sie werdet lesen können. Ich werde mit meinen nächsten Depeschen einen Bericht von der Sache an den Senat abstatten; bis aber von daher

Ver=

Verhaltungs=Befehle einlaufen, wird es höchst nöthig seyn, die Gefangenen streng zu verwahren. „

In Hoffmanns Papieren fanden wir nichts, das uns hätte verdächtig machen können; wir begnügten uns daher, den Brief des Gouverneurs mit folgendem zu vertauschen:

„Die beyden Sottnicks, Kolosow und Rostarguew führen sechs Staatsgefangene, die auf Befehl des Senats nach Kamtschatka geschikt werden. Die nähere Bekanntschaft mit diesen Leuten hat mich sehr eingenommen, besonders für die zwey Fremden, die blos als Kriegsgefangene anzusehen sind. Ich empfehle sie daher angelegentlich auch eurer Freundschaft, mit der Versicherung, daß sie von der ihnen vergönnten Freyheit keinen üblen Gebrauch machen werden. Der Wundarzt Hoffmann, der im Begrif war, nach Kamtschatka zu reisen, ist plözlich gestorben, und ich wußte niemand, den ich an seine Stelle ernennen könnte. Einer von den Gefangenen versteht die nemliche Kunst, und ich glaube, es würde wohl gethan seyn, ihn dem Gouverneur von Kamtschatka zu empfehlen. Die eingeschlossenen Papiere sind von dem verstorbenen Hoffmann, und ich schicke sie euch, um sie übersezen zu lassen, und dadurch Erläuterung über seinen Nachlaß zu erhalten; denn ich vermuthe, daß er mit zu der Gesellschaft der Jäger gehört hat. „

Als wir diesen Streich ausgeführt hatten, waren wir ausser aller Furcht, um so mehr, da unsere Führer beym Erwachen keine Veränderung an dem Paket bemerkten. Wir sezten unsere Reise im Frieden fort, und kamen nach vielen alle Beschreibung übersteigenden Mühseligkeiten den 16 October in Ochozk an.

Der Stadthalter dieser Provinz, Plenisner, erzeigte uns ohne Zweifel durch den unterschobenen Brief aufgemuntert, alle Höflichkeit; er vertheilte uns in die Häuser wohlhabender Einwohner, und gestattete uns die Freyheit, in Begleitung einer Wache, wann und wohin es uns gefiele, auszugehen. So angenehm uns der Aufenthalt zu Ochozk verstrich, so wenig hatten wir doch Lust, ihn lange zu geniessen, weil die nächsten Depeschen von Jakuzk sehr mißlich für uns ausfallen konnten; wir baten daher einstimmig den Gouverneur um Beschleunigung unserer Abreise. Er gewährte unsere Bitte, und beförderte uns ohne Aufschub an Bord des Paketboots St. Peter und Paul. Auf unserer Fahrt erhob sich ein heftiger Sturm, der uns den grossen Mast zerbrach, die Kreuz-Stange nahm, und blos den Besans-Mast noch ließ. Der Kapitain, der gleich den Matrosen besoffen war, kroch auf den Lärm, der bey diesem Vorfall entstand, aus seiner Cajute hervor, fiel und brach den Arm. Hierdurch ward er unfähig zum Dienst. Wir verdoppelten bey der drohenden Gefahr unsere Kräften, und leisteten so viel, daß die Matrosen, so besoffen sie waren, sich uns verpflichtet fühlten. Da der Kapitain sein Amt nicht versehen konnte, übertrug er mir öffentlich die Führung des Schiffs, und ich hatte auch das Glük, es des zugefügten Schadens ungeachtet, noch ganz in den Bolschaja-Fluß zu bringen.

3. Kap.

Ankunft zu Kamtschatka — Verbindung der Verwiesenen — Glück im Schachspiel — Gewogenheit des Gouverneurs und Liebe seiner Tochter gegen den Grafen.

Am 3. Dec. wurden wir in Kamtschatka ans Land gesezt, worauf bald ein Russischer Offizier mit 10 Ko-

sacken in einem Fahrzeug erschien, um die angekommene Depeschen und Gefangenen zu übernehmen. Ein gewisses Etwas, wie er sich ausdruckte, das dieser Offizier an mir fand, machte ihn neugierig mich zu fragen, wer ich sey? Ich antwortete ganz laconisch: Ein Soldat, ehmals ein General, jezt ein Sklave. Diese Antwort nahm ihn für mich ein, so daß er mich nebst meinen Gefährten zum Mittags-Essen mitnahm. Nach diesem brachte er uns in seinem Fahrzeug nach der Stadt Bolschorezkoi Ostrog. Unterwegs begegneten uns mehrere Boote mit wohlgekleideten Männern, die gleichfalls Verbannte sich über unsere Ankunft höchlich freuten in der Hofnung, in unserer Gesellschaft einigen Trost zu finden. Sie machten uns eine rührende Beschreibung ihrer Lage und der grausamen Behandlung, welche sie leiden mußten; und leyder überzeugte uns ihre Erzehlung, daß keine Sklaverey so schrecklich sey als die in Kamtschatka. Die Gleichheit unsers Schicksals machte uns bald zu Freunden, und stiftete die feste Verbindung unter uns, die in der Folge uns unsere Freyheit bewirkte.

Den folgenden Tag wurden wir zu dem Gouverneur Herrn von Nilow geführt, der auf die Erzehlung des Schiffs-Kapitains, wie wichtige Dienste ich bey der Ueberfahrt nach Kamtschatka geleistet, mir als dem Retter des Schiffs dankte, und seine Gewogenheit auf die Zukunft versprach. Hierauf ließ er uns durch den Kanzley-Secretair folgende Vorschriften bekannt machen:

1.) Daß wir am folgenden Tag freygelassen werden, und auf 3. Tage Unterhalt bekommen würden, nachher aber selbst für unsere Nahrung sorgen müßten.
2.) Jeder würde von dem Kanzler eine Flinte, eine

Lanze nebst einem Pfund Pulver und vier Pfund Bley, ein Beil, verschiedene Messer, andere Werkzeuge und Tischlergeräth erhalten, womit wir uns Hütten bauen, und dieselben in der Entfernung einer Meile von der Stadt anlegen könnten. Dafür aber mußten wir im ersten Jahr jeder 100 Rubel Werth an Pelzwerk erlegen.

3.) Jeder müßte wöchentlich einen Tag für die Regierung Frohndienste thun, und keiner dürfe ohne des Gouverneurs Erlaubniß 24 Stunden lang von seiner Wohnung abwesend seyn.

4.) Jeder Verbannte soll der Kanzley jährlich 6 Zobelfelle, 50 Kaninchenfelle, 2 Fuchsbälge und 24 Hermeline liefern.

Hierauf entließ der Secretair unsere Wache, und ließ uns Lebens-Mittel auf 3 Tage, das heißt 9 Pfund getrocknete Fische, und die versprochene Gewehre und Werkzeuge aus dem Magazin geben. Als wir von da weggiengen, traffen wir 20 Verbannte an, die auf einigen von Hunden gezogenen Schlitten unsere Ladungen abhohlten, uns ihre Hütten bis wir selbst welche erbaut haben würden, zur Bewohnung anbotten, und zum Mittag-Essen mit sich nahmen. Unser Gespräch betraf meist die Schilderung unserer unglücklichen Lage, und die fürchterliche Behandlung, die selbst nach dem Willen der Geseze den Verbannten zugefügt wird, und endigte sich mit dem Schwur ewiger Freundschaft, um wenigstens durch Theilnehmung das Leiden zu vermindern. Noch ward aber nichts von Freyheits-Planen gesprochen, so lebhaft mein Kopf sich damit beschäftigte, aus Sorge, es möchten einige unter der Gesellschaft seyn, auf deren Treue und Verschwiegenheit man sich nicht verlassen könnte. Nach dieser Gesellschaft gien-

gen wir auseinander, wir Neuangekommene vertheilten uns, da wir noch keine eigene Wohnungen hatten, unter die Andere, und mich führte das Glück zu Herrn Krustiew, einem Mann von vielen Vorzügen des Herzens und Geistes, der auch eben deswegen von den übrigen Verwiesenen vorzügliche Achtung genoß. Ich äusserte gegen ihn meine Verwunderung, daß noch nie Plane zur Befreyung von den Verwiesenen entworfen und ausgeführt worden seyen, ward aber von ihm dahin belehrt, daß man eine Verbindung mehrerer zu einer solchen Absicht nicht ohne grosse Vorsicht wagen dörfe, da die Entdeckung einer Verschwörung mit ausserordentlichen Vortheilen für den Angeber begleitet sey. Inzwischen trug ich kein Bedenken, ihm meinen und meiner Gefärthen Entschluß zu entdecken, und ihn zur Verbindung mit uns einzuladen. Er nahm mit Freuden meinen Vorschlag an, schwur mir plözlich auf den Knieen den Eid der Treue und des Gehorsams, und versprach, die Gesellschaft mit 20 andern Mitgliedern, auf deren Treue er sich verlassen könne, zu vermehren, wenn wir sie aufnehmen wollten. Mit Freuden nahm ich diesen Antrag an, und schlug eine Versammlung eines Ausschusses der Gesellschaft vor, damit man die Verbindung enger knüpfen könnte. Dieser Ausschuß, der aus mir, Panow, Baturin, Stefanow, Solmanow, Wynbladth, Krustiew und Wasilie, meinem alten Bedienten, bestand, kam den folgenden Tag zusammen. Dieser Versammlung stellte ich die Nothwendigkeit vor, ein Oberhaupt zu wählen, das die Pflicht auf sich hätte, einen Plan zur Befreyung zu entwerfen, und alle mögliche Mittel und Künste zu dessen Beschleunigung und Ausführung anzuwenden; dagegen mußte sich jedes Mitglied durch einen feyerli-

chen Eid verpflichten, den Befehlen des erwählten Oberhaupts unbedingten Gehorsam zu leisten, mit äusserſten Kräften ſelbſt mit Lebens-Gefahr an der Ausführung des Freyheits-Plans mitzuarbeiten, und das tiefſte Stillſchweigen über alles zu beobachten. Ferner ſchlug ich vor, daß dem Oberhaupt das Recht übertragen würde, jedem Mitglied, das ſich der Verrätherey ſchuldig machte, ungeſäumt die Todes-Strafe anzuerkennen und in Ausführung bringen zu laſſen, und daß, im Fall eines der Mitglieder durch Verrätherey in die Hände der Regierung fallen ſolte, dieſes das tiefſte Stillſchweigen über die Verbindung beobachten ſolle, und daß in dieſem Fall die Verbündeten alles auch mit Gefahr ihres Lebens anwenden ſollen, den Gefangenen entweder zu befreyen, oder ihm Gift und Waffen zuzubringen, damit er ſich ſelbſt aus der Unterdrückung losreiſſen könne.

Alle billigten dieſe Vorſchläge, und ſchritten zur Wahl des Oberhaupts, wo das einſtimmige Looß auf mich fiel. Ich allein gab meine Stimme Hrn Kruſtiew, weswegen er zum nächſten nach mir ernannt wurde. Hierauf leiſteten wir einander unſere Eide auf unverlezliche Beobachtung der vorgeſchriebenen Artikel. So weit waren wir ſchon den zweiten Tag unſerer Ankunft. Den folgenden machten wir Neu-Angekommene insgeſamt dem Gouverneur unſere Aufwartung. Da er hörte, daß ich verſchiedene Sprachen redete, machte er mich zum Sprachlehrer ſeiner Kinder, ſprach mich von aller öffentlichen Arbeit frey, und befahl, mir eben die Lebensmittel zu reichen, wie den Soldaten der Beſazung. Von ihm giengen wir zu dem Kanzler, der mit dem Koſacken-Hettman Koloſſow, um 500 Rubel die Parthie, Schach ſpielte. Sein Spiel ſtand ſchlecht,

und da er aus meinen Bemerkungen schloß, daß ich das Spiel gut verstehen müßte, versprach er mir 50 Rubel, wenn ich es noch gewinnen könnte. Der Hettman ließ sichs gefallen, verlohr bald das Spiel, und ich erhielt 50 Rubeln. Der Hettman drang auf ein Gegenspiel, verlohr aber wieder. So gewann ich drey Spiele hintereinander, die dem Kanzler 1500 und mir 150 Rubel eintrugen. Der Hettman, der gegen mehrere reiche Kaufleute schon grosse Summen im Schach-Spiel verlohren hatte, baute auf meine Geschiklichkeit einen Plan, sein Geld wieder zu bekommen, und schlug mir vor, in seinem Nahmen mit jenen zu spielen, wofür er mir immer den fünften Theil des Gewinns auf der Stelle ausbezahlen wolle. Ich nahm diesen Vorschlag an, worüber er so erfreut war, daß er mich zum Essen mit sich nach Hause nahm, und mich mit Butter, Fleisch, Reiß und Brantenwein beladen nach Hause schickte. Als meine Gefärthen zu Haus die Menge Lebens-Mittel und die 150 Rubel sahen, freuten sie sich unmäsig, und wir bauten schon eine Menge Luftschlösser auf die Aussichten, die sich mir öffneten. Den folgenden Tag fieng ich meinen Unterricht mit den Kindern des Gouverneurs an. Unter ihnen war Aphanasia, ein Mädchen von 16 Jahren, schön und liebenswürdig, die durch die Erzehlung meiner Schicksale, um die sie mich allesamt baten, die bittersten Thränen vergoß. Der Gouverneur kam nachher selbst, bezeugte mir seine Zufriedenheit über meine Lehrart, und schenkte mir eine Kamtschadalische Sclavin und einen Schlitten mit zwey Hunden. Als ich mit diesem neuen Fuhrwerk zu Hause ankam, riefen meine Gefärthen Wunder über Wunder aus, und glaubten uns vom Joch der Sclaverey schon so gut als befreyet.

Nur Panow dachte anders, und äusserte seine Besorgniß, daß die Gunst des Gouverneurs meinen Eifer für die Sache der Verbündeten schwächen könnte. Ich beruhigte ihn durch förmliche Erneurung meines Eids, und die Versicherung, daß ich dem Wohl der Gesellschaft ewig getreu bleiben, und alle Vortheile, die mir aus der Gewogenheit des Gouverneurs zuwachsen würden, zum Besten derselben anwenden wolle. Am nemlichen Tag ward mir von dem Hettmann und zwey der vornehmsten Kaufleute, Kasarinow und Roskurakow, der Vorschlag gemacht, eine öffentliche Schule für Rechnen, Erdbeschreibung und Sprachen anzulegen, mit dem Anerbieten, mir ein vollständiges Haus zu bauen, es mit allem nöthigen Geräthe zu versehen, und für ein jedes Kind monathlich 5 Rubel zu bezahlen. Ich nahm diesen Vorschlag gerne an, und gieng mit dem Hettmann und Kasarinow in des erstern Haus. Hier ward Schach gespielt, und zwar machten der Hettmann und Kanzler in Gesellschaft den Vertrag mit Kasarinow auf 50 Parthien, deren jede 300 Rubel kosten solte. Ich mußte für die erstere spielen unter der Bedingung, daß mir für jede gewonnene Parthie 60 Rubel ausbezahlt werden sollen. Der Abend ward unter Musik und Tanz zugebracht, wobey selbst der Gouverneur mit seiner ganzen Familie gegenwärtig war. So lange diese Ergözung dauerte unterhielt sich meine Schülerin Aphanasia, wenn sie nicht tanzte, immer mit mir. Ich mußte die natürliche Güte ihres Herzens eben so bewundern als ihre Schönheit, und sahe ihre zärtliche Neigung gegen mich deutlich genug. Ihre Mutter kam endlich zu mir und flüsterte mir in gutem Teutsch ins Ohr: ich glaube, ihre Schülerin

wird ihre Freundin werden. Geben sie nur Acht. Ich bin eine gütige Mutter —.

Da ich den folgenden Tag in des Gouverneurs Haus meine Lehrstunden geendigt hatte, nahm mich die Gemahlin desselben auf ihr Zimmer, und erzehlte mir, daß sie die Tochter eines nach Sibirien verwiesenen Schwedischen Obristen, und in frühen Jahren an Herrn Nilow vermählt worden sey. Er sey ein würdiger Mann, aber dem Trinken ergeben und dann unerträglich. Das kränkendste für sie sey, daß er ihre beyden ältesten Töchtern an Offiziere, gleichfals Trunkenbolde verheyrathet, und ihrer jüngsten Tochter Aphanasia ein gleich trauriges Schiksal bestimmt habe. Sie bat mich daher, mein möglichstes zu thun, um die Gunst des Gouverneurs zu erhalten und ihn von seinem Entschluß abzubringen. Ich versprach der guten Mutter alles anzuwenden.

Den Tag darauf brachte Krustiew 15 Verwiesene, meist ehmals Männer von Stand und Ansehen, die an unserer Verbindung Theil nehmen wollten. Der Ausschuß ließ sie den Eid der Treue schwören, und um die Verbindlichkeit noch stärker zu machen, ward ausgemacht, daß alle von der Russischen Kirche zur Beichte gehen und das Sakrament empfangen sollten, welches ihnen der Protopope, der gleichfals unter der Anzahl der Neuaufgenommenen war, in der Kirche reichte. Hierauf feierten wir ein kleines Fest, dem auch der Gouverneur mit seiner Familie nebst dem Kanzler und dem Hettmann und andern beywohnte.

Dieß war die Epoche, wo die Unabhängigkeit der Verbannten anfieng; denn der Gouverneur, der sehr betrunken war, schwuhr, daß er mich zum Oberhaupt der Verbannten erklären, und daß er der hohen Re=

gierung Vorstellungen thun wolle, daß mich der Senat in seine Dienste nehme. Der Kanzler und Hettmann bestärkten ihn in diesem Vorhaben, und zum Dank gewann ich diesen an diesem Abend beynahe 7000 Rubel im Schach-Spiel.

4. Kap.

Gefahr der Verrätherey — des Meuchel-Mords — der Vergiftung — Förmliche Lossprechung von dem Verbannungs-Urtheil — Verlegenheit des Grafen wegen bevorstehender Vermählung mit Aphanasia — Freyheit der Verbannten, unter der Bedingung eine Kolonie anzulegen.

Da die Kaufleute, die mir den Vorschlag zur Errichtung einer Schul-Anstalt gemacht hatten, alles zu einem Haus nöthige Zimmerwerk schon fertig liegen hatten, ward das Haus in wenigen Tagen aufgestellt. Ich eröffnete daher am 14. Dec. meine Lehr-Stunden, und nahm Krustiew und Panow zu Gehülfen. Die Zahl meiner Schüler war 23, und unter ihnen die Kinder des Gouverneurs. Einige Tage nachher bat mich Sibaew einer der Verbündeten, eine Versammlung zu beruffen, weil er etwas wichtiges vorzutragen habe. Ich bestimmte dazu die nächste Nacht um 11 Uhr, wo Sibaew erklärte, daß das Schiffsvolk eines Kaufmanns Tschulosnikow von Ochozk um dessen unmenschlicher Behandlung willen den Entschluß gefaßt habe, mit dem Schiff des Kaufmanns zu entfliehen. Zur Ausführung ihres Vorhabens wünschten sie einen Befehlshaber, und liessen den Grafen ersuchen, diese Stelle anzunehmen. Wir rathschlagten, ob wir nicht diese Gelegenheit zur Ausführung unsers Plans benuzen, und uns dadurch die so sehnlichst gewünschte Freyheit verschaffen könnten. Alle beschlossen

meiner Meinung zu folgen, die dahin gieng: Sibaew soll dem Schifsvolk sagen, daß sich der Graf auf ihre Vorschläge nicht einlassen könne, da die Verrätherey eines einzigen alle ins Unglük stürzen würde; zugleich bekam aber Sibaew die Weisung, sie für sich in ihren Gesinnungen zu stärken, und zu bereden, daß der Graf doch endlich einwilligen würde, wenn sie ihm unbedingten Gehorsam und Verschwiegenheit gelobten. Den andern Tag kamen zwey dieser Leute, baten mich fußfällig um meinen Beystand, und versprachen, sich durch den feyerlichsten Eid zu Befolgung aller meiner Befehle zu verbinden. Nun machte ich ihnen einige Hofnung, wenn sie ihre Mitgenossen unter gleichem Eid verbindlich machten mir zu gehorchen, und dann sollten sie alle zu mir kommen, den Bundes-Eid zu leisten. Ein paar Tage nachher kam der Kaufmann Tschulosnikow zu mir, und machte mir Vorwürfe, daß ich sein Schifsvolk zur Empörung gereizt hätte, und drohete, mich bey dem Gouverneur zu verklagen, wenn ich ihm die Rädelsführer nicht entdeckte. So mislich die Lage der Sachen war, so antwortete ich ihm doch dreust, daß es gleich grosse Einfalt und Unverschämtheit sey, mich eines so dummen Unternehmens zu beschuldigen. Ich erklärte ihm, daß seine Leute sich an mich gewendet hätten, um bey meinem Hausbau etwas zu verdienen, und daß ich sie auch dazu gemiethet hätte; drohte ihm aber zugleich, den Gouverneur zu bitten, ihn für seine Unverschämtheit gegen mich und für seine Unmenschlichkeit gegen sein Schifsvolk zu bestrafen. Ich gieng auch wirklich plözlich zu dem Gouverneur, um allen bösen Folgen vorzubeugen, und beklagte mich über die frechen Vorwürfe des Kaufmanns. Der Gouverneur ließ ihn gleich durch einen Soldaten

abholen, und drohte ihm, ihn gefangen zu sezen, wenn er mich noch einmal beleidigte, und befahl ihm, sein Schifsvolk gelinder zu behandeln, oder es dienen zu lassen, wo es wolle. Der arme Tschulosnikow mußte diß anhören, ohne daß er ein Wort sagen durfte. Als ich nach Hause gieng, ward ich von ihm und seinem Vetter mit Prügeln und Messern angefallen. Da ich den Rücken frey zu erhalten wußte, brachte ich endlich lezterem mit meinem Stock einen Schlag an den Kopf bey, der ihn zu Boden stürzte, und dann grif ich den Tschulosnikow wüthend an, und gab ihm so derbe Faustschläge, daß er Blut spie und um sein Leben bat. Uebrigens ward auch ich so zugerichtet, daß ich zehn Tage lang das Bett hüten mußte. Tschulosnikow wurde, sobald der Gouverneur den Vorfall erfuhr, festgesezt, zu sechsmonatlicher öffentlicher Arbeit verurtheilt, und sein Vermögen eingezogen; sein Vetter aber starb in der nemlichen Nacht an seiner Kopf-Wunde.

Ein ähnliches Unglük drohte mir einige Tage nachher den 1. Jenner 1771. Ich hatte mehrere meiner Freunde zusammengeladen, um einen frölichen Nachmittag mit ihnen zuzubringen. Wir tranken dabey Thee, und bedienten uns des Zuckers, den mir der Kaufmann Kasarinow geschenkt hatte. Eine Viertelstunde nachher wurden wir mit den schröcklichsten Kolikschmerzen und Erbrechen befallen. Weil uns der Gedanke kam, daß wir Gift könnten bekommen haben, verschlukten wir eine gute Parthie Thran, worauf die meisten Linderung der Schmerzen fühlten. Unsere Vermuthung ward zur Gewisheit, da wir einer Kaze und einem Hund von dem Zucker zu fressen gaben, und diese in einer halben Stunde an Zuckungen starben. So-

bald ich mich wieder erhohlt hatte, gieng ich zum Gouverneur, erzählte ihm den Vorfall und meinen Verdacht, und nahm einen der Zuckerhüte mit mir. Er wollte mir nicht glauben, daher bat ich ihn, er möchte Herrn Kasarinow holen lassen, und ihm Thee vorsezen, wobey dann zufällig erwähnt werden solle, daß ich dem Gouverneur einen Zuckerhut geschenkt hätte. Der Gouverneur willigte ein, und lud zu dem Kasarinow auch den Kanzler und Hettmann. Die Gesellschaft kam, es ward Thee vorgesezt, und der Gouverneur bemerkte, daß er das Vergnügen habe, seine Gäste mit einem Zucker zu bewirthen, der ihm von einem Gefangenen geschenkt worden sey. Kasarinow erblaßte und wollte keinen Thee annehmen. Da ihm der Gouverneur eine Tasse aufdrang, warf er sich ihm zu Füssen, und gestand, er habe den Zucker vergiftet, in der Absicht, die Gesellschaft von solch einem Scheusal, als ich sey, zu befreyen. Er versicherte den Gouverneur, daß er von einem gewissen Piatsinin wisse, daß ich eine Verschwörung angezettelt habe, und mit allen Verschwornen entfliehen wolle. Der Gouverneur war zu aufgebracht, als daß er auf Kasarinows Reden gehört hätte; er ließ ihn ins Gefängniß setzen, und befahl dem Kanzler, nicht nur sein Vermögen einzuziehen, sondern auch das Urtheil gegen ihn, als einen überwiesenen Gift-Mischer auszufertigen. Ich gieng dann schnell nach Haus, versammelte unsern Rath, unter dem der nemliche Piatsinin gegenwärtig war, entdekte seine Verrätherey, und die Versammlung sprach ihm das Todes-Urtheil, das auch des Nachts mit einigen Pistolen-Kugeln vollzogen wurde. Kasarinows Anklage zufolge ließ der Kanzler einen Kosacken rufen, der ebenfalls Piatsinin hieß, und verhörte ihn über die

Sache. Da aber dieser kein Wort davon wußte, ward er wieder losgelassen, und ich für unschuldig erklärt. Nun waren wir alle voller Freuden über die glükliche Rettung aus der Gefahr, worein uns Gift und Verrätherey beynahe gestürzt hätten. Um auf die Zukunft unsere Plane mehr zu bedecken, und allem Argwohn vorzubeugen, beschlossen wir, daß der gröste Theil der Gesellschaft die Stadt Bolscherezk verlassen, und den Winter in Nischnei Ostrog unter dem Vorwand der Jagd zubringen soll; Mit dem April sollten sie dann wieder zu uns stossen, weil alsdann der Hafen bald frey vom Eise seyn würde, und unser Plan ausgeführt werden könnte. Dieser Verabredung zufolge bat ich den Gouverneur um Erlaubniß zu ihrer Abreise, und erhielt sie leicht.

In der Gunst des Gouverneurs wußte ich mich täglich vester zu sezen. Selbst da Aphanasia einst bey einer frölichen Gesellschaft ihrem Vater aufrichtig erklärte, daß sie nichts mehr wünsche, als mich glüklich zu sehen, und diß Glük mit mir zu theilen, ward er zwar anfänglich entrüstet, aber durch das Zureden des Kanzlers und Hettmanns endlich überredt, mein Verbannungs-Urtheil aufzuheben, und mich wegen Entdeckung der Gift-Mischerey des Kasarinow, den Gesetzen Peters I. gemäß, für frey zu erklären. Der folgende Tag ward gleich zu dieser Feyerlichkeit bestimmt. Als ich nach Hause kam, meinen Freunden mein Glük bekannt zu machen, fand ich zu meinem Erstaunen statt Frölichkeit, Trübsinn und Wuth auf ihren Gesichtern. Panow erklärte mir gleich mit wüthender Miene, daß ich als ein Verräther vor der Versammlung erscheinen, und nach meinen eigenen Gesetzen gerichtet werden müsse. Ich gieng in die Versammlung,

und erblikte zwey meiner Mitverschwornen mit blossen Säbeln und einen Giftbecher auf dem Tisch. Ich bath um Erlaubniß zu reden, und erzählte umständlich alles was in des Gouverneurs Haus meinetwegen vorgegangen war. Nun zeigte sich Freude und Verwirrung in aller Gesichtern; Panow fiel mir zu Füssen, und erzählte, daß ihm meine genaue Verbindung mit des Gouverneurs Haus längst verdächtig geschienen habe; deswegen sey er mir diesen Morgen nachgegangen, und da er vernommen, daß ich zufolge der Verordnung Peters I. in Freyheit gesezt werden soll, habe er nicht anders geglaubt, als ich sey an ihnen zum Verräther worden. Die Furcht der Mitverschwornen war nun zerstreut, und sie ergözten sich an dem freudigen Gedanken, wie sehr meine Freyheit die Ausführung unsers Plans erleichtern würde.

Den folgenden Tag ward ich mit grossem Gepräng in den versammelten Rath geführt, wo der Gouverneur eine lange Rede über die Milde der Rußischen Regierung, über die Gerechtigkeit ihrer Diener und über meine Verdienste hielt; worauf der Kanzler die Befreyungs-Acte vorlas. Nach geendigter Vorlesung reichte mir der Gouverneur einen Spiegel zu küssen, und dann umarmten mich alle Anwesende. Hierauf bat ich um Erlaubniß, etwas vorzutragen, und erklärte, daß, da ich die Verbindlichkeit fühle, den übrigen Theil meines Lebens dem Dienst der Nation zu widmen, ich den Entschluß gefaßt habe, auf der südlichen Land-Küste von Kamtschatka den Kornbau einzuführen, einige Striche zu Waiden urbar zu machen, und Rindviehzucht in Aufnahme zu bringen. Um diesen Plan auszuführen, bäte ich um die Erlaubniß, mich in jenem Land mit den übrigen Verbannten niederzu-

lassen. Der Rath beschloß die genauere Ueberlegung dieses Vorschlags, der allen sehr nüzlich zu seyn schien, auf die nächste Sitzung aufzuschieben. Nach geendigter Rathsversammlung ward ich mit andern zum Gouverneur zum Mittags-Essen eingeladen, wobey vorzüglich Aphanasia mir wegen erlangter Freyheit ihre herzliche Theilnehmung bezeugte. Als der Gouverneur guter Dinge zu werden anfieng, erklärte er, daß er entschlossen sey, seine Tochter mit mir zu vermählen, und nur noch so lange damit warten wolle, bis er von dem Stadthalter in Jakuzk Antwort erhalte, den er gebeten habe, mir die neu zu errichtende Stelle eines Oberpolizeydirectors zu ertheilen. Jeder von der Gesellschaft war über diesen Entschluß erfreut, nur ich nicht. Ich hatte ein liebes Weib zu Hause, das vielleicht eben jezt der ersten Frucht unserer Liebe das Daseyn gegeben hatte; Freundschaft und Pflicht rief mich auf, den Freyheits-Plan meiner Gefärthen zu verfolgen, und Eckel vor Kamtschatkas Schnee-Wüsten machten mir den dasigen Aufenthalt verhaßt. Diese Gesinnungen frey zu erklären wäre thöricht, für mich und meine Gefärthen höchst gefährlich gewesen; und doch erlag ich fast unter den Vorwürfen, ein unschuldiges, reizendes, liebenswürdiges Mädchen zu hintergehen. Das klügste, was ich thun zu können glaubte, war, daß ich die Vermählung so weit als möglich hinauszuschieben suchte.

Einige Tage nachher ward von dem Gouverneur und Rath mein Vorschlag, eine Colonie der Verbannten anzulegen, untersucht, und genehmigt. In einer förmlichen Acte ward erklärt, daß, da nach den Gesezen jeder Verwiesene, der dem Staat wesentliche Dienste geleistet, von dem Verbannungs-Urtheil freygespro-

sprochen werden könne, alle Verbannte, welche sich nach dem mir zu Errichtung einer Colonie angewiesenen Landesstrich, Lopatka, begeben, und das Land anbauen würden, von dem Verbannungs-Urtheile losgesprochen seyn sollten. Entzükt über die fröliche Botschaft, die ich meinen Freunden in dieser Nachricht überbrachte, eilten sie in den Rath, ihre Erklärung darüber zu unterschreiben, und erhielten dann ihre Freyheit. Nun machten sichs die Vornehmsten der Stadt zum Geschäft, unsern Plan zu befördern, und vertheilten unter uns zu dem Ende ein Geschenk von 6000 Rubeln theils in Geld, theils in Lebensmitteln und andern zur Einrichtung unserer Colonie erforderlichen Bedürfnisse. Zugleich ward ich von der Familie und den Freunden des unglüklichen Kasarinow aufs flehentlichste gebeten, mich für seine Freyheit zu verwenden, und die Widerrufung des Urtheils, das ihn zur Bergwerks-Arbeit verdammte, zu bewirken. Sie erklärten, daß sie den Gedanken an die Wiedererlangung ihres Vermögens (dann in dieses hatten sich der Gouverneur, Kanzler und Hettmann getheilt) ganz und gerne aufgeben würden, wann der Gouverneur den Kasarinow zur Einforderung des Tributs in den Kurilischen Inseln gebrauchen wollte. Dieser lezte Umstand machte es mir möglich, die Freyheit des Kasarinow auszuwirken, mit dem Befehl, daß er auf 2 Jahre nach den Kurilischen Inseln, als an einen Verbannungs-Ort, abreisen sollte. Unaussprechlich war die Freude des Kasarinow und seiner Familie, da ich ihnen diese fröliche Nachricht brachte. Mit Freuden-Thränen umarmten sie meine Kniee, und brachen in die lebhaftesten Ausdrücke der Dankbarkeit aus. Ein gewisser

Iwan Tsorni, ein Verwandter der Familie, kam gleichfalls zu mir, umarmte mich und sagte: „ich wußte sowol als Kasarinow von deiner Verschwörung, und hatte im Sinn, dich anzugeben, aber von der Vergiftung wußte ich nichts. Da nachher mein Freund ins Unglük durch dich gerieth, schwur ich dir den Tod. Deine Grosmuth gegen ihn hat mich mit dir ausgesöhnt, und ich schwöre dir, alles, was ich weiß, geheim zu halten, und verpflichte mich auch zu deinem Dienste, wo du es verlangen wirst.„ Diese Erklärung sezte mich in Erstaunen, und ich antwortete blos, daß jezt andere Zeiten seyen, und das Vergangene vergessen seyn solle. Bey dem Gouverneur, der mich jezt nicht anders als Sohn nannte, mußte ich nun die Stelle eines Sekretairs vertreten, die eingeloffenen Berichte und Briefe lesen, ihren Inhalt ausziehen, und die nöthigen Antworten ausfertigen. Durch diese Veranlassung kam ich alle Tage in des Gouverneurs Haus, und blieb oft, wenn Gesellschaft da war, bis in die späte Nacht. Einmal war ich bis Morgens um 3 Uhr da geblieben, und wollte mich eben nach Hause verfügen, als Madam Nilow mich unter dem Vorwand zurükhielt, es möchte mir unterwegs ein Unfall begegnen. Ich ließ mir diß endlich gefallen, aber mein Erstaunen war unbeschreiblich, als mich die Mutter in Aphanasiens Schlafzimmer führte, und es gleich wieder mit den Worten verließ: ich hoffe, daß Sie sich klug betragen werden; doch da es rathsam ist, daß sie miteinander zu leben lernen, so glaubte ich, Ihnen kein besseres Nachtlager als hier anweisen zu können. Dieses sonderbare Betragen hätte mir genug Stoff zu Betrachtungen gegeben, wenn mir meine reizende Gesellschafterin Zeit dazu gelassen hätte. Sie hatte so viel

zu fragen, und ich so viel zu antworten, daß wir die Zeit ohne Schlaf zubrachten, und ich sie erst Morgens um 8 Uhr verließ.

Einige Tage nachher stellte uns der Gouverneur ein glänzendes Freudenfest wegen der Erhaltung unserer Befreyung an, wobey 67 Personen, Herren und Damen, gegenwärtig waren. Als die Gesellschaft auseinander gehen wollte, stellte Frau von Nilow ihre Aphanasia als meine Braut vor. Diß zog mir von allen Seiten Glükwünsche und bey manchen Eifersucht und Neid zu.

5. Kap.

Reise durch Kamtschatka — Fernere Anstalten zur Flucht — Innere Uneinigkeit — Bevorstehende Krisis — Aphanasia entdekt das Vorhaben der Verbannten.

Am 17ten Jenner hatte der Gouverneur beschlossen, eine Reise durch Kamtschatka zu machen, wohin ich ihn als Sekretair begleiten mußte, und die gehörige Reise-Anstalten zu besorgen hatte. Vor meiner Abreise hielt ich es für nöthig, eine allgemeine Versammlung der Verbündeten zusammen zu berufen, ihnen Klugheit und Verschwiegenheit zu empfehlen, und Krustiew als das Oberhaupt während meiner Abwesenheit aufzustellen. Damit wir jede wichtige Nachricht einander mittheilen könnten, nahm ich mehrere Begleiter, unter dem Namen gemietheter Bedienten, auf eigenen Schlitten mit, die ich mit jedem Augenblick nach Belieben verschicken, und auch im Nothfall zu meiner Vertheidigung gebrauchen konnte. Auf der Reise selbst kam nichts Wichtiges vor, das hier eingerükt zu werden verdiente, als das, daß einer der Verschwornen dem Gouverneur das ganze Geheimniß unsers

Bundes in einem Brief entdecken wollte. Glücklicherweise fiel dieser in meine Hände. Ich schikte daher unverzüglich einen Vertrauten ab, der Versammlung die Verrätherey zu entdecken, mit dem Befehl, den Treulosen augenblicklich aus der Welt zu schaffen.

Sobald ich wieder zu Hause angekommen war, stellte ich in einer allgemeinen Versammlung die Nothwendigkeit vor, solche Einrichtungen zu treffen, daß wir uns im Fall einer Verrätherey, der wir schon einigemal ausgesezt waren, mit Gewalt gegen jeden Angrif vertheidigen konnten. Nun zeigte Meder an, daß er 100 Patrontaschen fertig und jede mit 48 Patronen und 60 andern Ladungen versehen hätte. Krustiew hatte 60 Messer, 18 Zoll lang, 3 Zoll breit, zusammengebracht; zudem hatten wir 16 Paar Pistolen, 36 Beile, und 100 Picken. Unsere Gesellschaft belief sich auf 59, die alle entschlossen waren, einander mit ihrem Leben beyzustehen; wir waren daher stark genug, jedem Angrif zu widerstehen, sobald wir uns beysammen fanden. Es wurden deshalb alle Abwesende zusammenberufen, und um unsere Absichten soviel möglich zu verbergen, ward der Gouverneur in einer Bittschrift gebetten, uns zur Anlegung unserer Colonie ein Schif zur Fortschaffung unserer Sachen und Lebens-Mittel zu geben. Der Gouverneur ertheilte uns die Antwort, daß er uns kein Schif, sondern blos einige grosse Bote geben könnte, die uns übrigens bey Farthen längst der Küste wesentlichere Dienste thun würden. Diese Antwort benahm uns alle Hofnung ein grösseres Fahrzeug mit Güte zu bekommen, wir beschlossen daher, unsere Abreise so lang als möglich zu verzögern, bis wir Gelegenheit fänden, ein bewafnetes Fahrzeug mit Gewalt wegzunehmen. Da nun unsere Anstalten immer wich-

tiger und die Lage der Sachen mislicher wurde, machte Panow den Vorschlag, mir eine uneingeschränkte Vollmacht zur Ausführung unsers Plans zu übertragen, ohne daß ich immer nöthig hätte, meine Maasregeln vorher öffentlich bekannt zu machen. Alle, nur nicht Stefanow, gaben ihre Einwilligung zu diesem Vorschlag, vielmehr erklärte dieser mit wüthender Geberde, daß ich mein Ansehen auf eine grausame und niederträchtige Art mehrmals misbraucht hätte, daß er mich deswegen von Herzen hasse und glaube, daß jeder anderer eben so gut Anführer der Gesellschaft seyn könnte. Mehrere suchten ihn zu vernünftigerer Gesinnung zu bringen, aber vergebens; vielmehr gerieth er immer mehr in Wuth, und forderte mich endlich zum Zweykampf heraus. Ich glaubte jezt meine Entschlossenheit zeigen zu müssen und nahm die Ausforderung an. An einem bestimmten Plaz vor der Stadt beschlossen wir in Gesellschaft vieler unserer Freunde die Fehde mit dem Säbel auszumachen. Stefanow gieng mit vieler Kühnheit auf mich los, allein beym ersten Hieb brach seine Klinge. Ich trat nun zurück, um ihm zu zeigen, daß ich keinen Vortheil aus seiner Entwafnung ziehen wolle; der Elende schoß aber eine Pistole nach mir ab, die mich am Arm streifte. Nun faßte ich ihn, warf ihn nieder, entriß ihm die zweyte Pistole, die er eben gegen mich losbrennen wollte, und übergab ihn dann meinen Gefärthen mit der Bitte, ihm das Leben zu schenken. Den folgenden Tag forderte ich Stefanow öffentlich auf, die Ursache seines Hasses gegen mich bekannt zu machen. Er erklärte mit der grösten Kühnheit, daß blos Eifersucht wegen des Vorzugs, den mir die liebenswürdige Tochter des Gouverneurs gebe, die Ursache seines Hasses sey, den er auch solang ich lebe,

nicht werde unterdrücken können. Er bäte mich daher ernstlich, wenn mir mein Leben lieb wäre, das Seinige nicht zu schonen. Verschiedene stellten ihm seine Thorheit vor, aber alle seine Antworten zeugten von Verzweiflung. Aus Mitleiden versicherte ich ihn endlich mit freundlichen Worten, daß ich zwar die Tochter des Gouverneurs sehr schäze, aber nicht gesonnen sey, sie je zu heyrathen. Auf diese Antwort stürzte er mir zu Füssen, bath mich um Verzeihung, und schwur mir unbedingten Gehorsam. Demohngeachtet stand es kaum etliche Tage an, als Stefanow einen ähnlichen aber noch gefährlicheren Vorfall veranlaßte. Madam Nilow hatte eine Schlittenpartie veranstaltet; um mir ein paar neugebaute Häuser zu zeigen, die sie ohne mein Vorwissen für mich und meine künftige Frau hatte zurüsten lassen. Als dieß Stefanow, der gleichfalls bey der Gesellschaft war, hörte, fuhr er in voller Wuth nach Haus. Krustiew, der nichts Gutes vermuthete, folgte ihm, konnte es aber schon nimmer verhindern, daß nicht Stefanow einem vorbeygehenden Soldaten zurief, er möchte ihm mit Cameraden zu Hülfe kommen, weil er der Regierung wichtige Geheimnisse zu entdecken hätte. Während dieß geschahe, eilte Sibaew mir Nachricht von dem gefährlichen Vorfall zu geben. Ich erzehlte hierauf dem Gouverneur, der von meiner bisherigen Geschichte mit Stefanow noch nichts wußte, alles was bisher zwischen ihm und mir vorgefallen war, und sagte ihm, daß Stefanow nun abermals einen Anschlag auf mein Leben gefaßt hätte. Der Gouverneur wollte ihn gleich ins Gefängniß schicken; ich bat ihn aber blos um eine Vollmacht dazu, weil dieser Vorfall dienen könnte, mein Ansehen bey meinen künftigen Colonisten zu befestigen. Sobald

der Kanzler diese Vollmacht verfertiget hatte, eilte ich nach Haus, und fand mehr als 50 Soldaten bey unsern Wohnungen, die sich mit meinen Gefärthen zankten, aber auf Vorzeigung meiner Vollmacht sich plözlich zerstreuten. Nun berathschlagten wir, was mit Stefanow, diesem für uns Alle so gefährlichen Menschen, anzufangen sey. Mehrere stimmten darauf, ihn umzubringen, ich aber schlug aus Achtung gegen Panow, dessen Anverwandter er war, vor, ihn zum Tode zu verurtheilen, aber statt des Gifts ihm blos ein Brechmittel zu geben. Mein Vorschlag fand allgemeinen Beyfall. Vier bewafnete brachten Stefanow gebunden; er schien anfangs zimmlich gesezt zu seyn, als er aber den Giftbecher auf dem Tisch sahe, erblaßte er. Ich stellte ihm sein Verbrechen vor, Krustiew und die ganze Gesellschaft überhäuften ihn mit den bittersten Vorwürfen, wobey er in Ohnmacht fiel. Als er sein Todesurtheil hörte, und den Giftbecher trinken solte, ward er wieder so ohnmächtig, daß ich fürchtete, das Brechmittel möchte ihm in dieser Angst tödtlich werden, und um Verzeihung für ihn bat. Herr Meder mußte ihm hierauf zur Ader lassen, welches aber eine heftige Krankheit nicht verhindern konnte, an welcher er bis zu unserer Abreise darnieder lag.

Da wir den Gouverneur durch nichts dahin bringen konnten, uns ein grösseres Fahrzeug zu überlassen, so entschlossen wir uns endlich bis zur Abfahrt des Paketboots St. Peter und Paul zu warten, das bis in der Mitte des Mays fertig werden solte, und nur 22 Matrosen und einige Reisende am Bord hatte. Damit wir uns dieses Schifs leichter bemächtigen könnten, suchten wir den Capitain Tschurin durch Geld auf unsere Seite zu bringen, und mehrere unserer Gefärthen

mußten sich als Matrosen auf das Schiff annehmen lassen. Weil es sehr wahrscheinlich war, daß wir nicht durch List im Verborgenen, sondern durch Gewalt unsere Befreyung würden zu erkämpfen haben, sezten wir unsere Waffen und Kriegsvorrath in den nöthigen Stand, und beschlossen, daß im Fall es zu Thätigkeiten käme, der linke Flügel unter Wynbladth aus 18 Mann, das Zentrum unter meiner Anführung aus 20, und der rechte Flügel unter Krustiew aus 18 Mann bestehen solte; auch verfertigten wir einige Petarden, wenn wir etwa in die Nothwendigkeit versezt werden sollten, die Thore des Forts zu sprengen. Je mehr sich unsere Plane ihrer Reife und Ausführung näherten, desto niederschlagender ward für mich der Gedanke an die uneingeschränkte Gunst des Gouverneurs, an die ausserordentliche Güte, die mir die ganze Familie erwieß, und was mich am meisten schmerzte, der Gedanke an die redliche sich jezt so glüklich fühlende Liebe der guten Aphanasia, die ich — hintergehen mußte. Ich sah völlig ein, daß unsere Flucht den Sturz des Gouverneurs verursachen mußte, da der Hof ihm allein gewiß die Schuld zuschreiben würde. Schlug unser Unternehmen fehl, so blieb uns nichts übrig, als das Fort anzugreifen, und dieß konnte nicht ohne Lebensgefahr für die geschehen, denen ich so viel Dank schuldig war. Auf der andern Seite konnte ich ohne meyneidig zu seyn, meine Gefärthen nicht verlassen, und zwar jezt um so weniger, da die Sache schon so weit gediehen war. Krustiew suchte mir diese Unruhen zu benehmen, da er mir vorstellte, daß, da auch der Kanzler und Hettmann dießfalls verantwortlich wären, so würden sie in ihrem Bericht an den Hof nichts von der Freundschaft des Gouverneurs für mich erwäh-

nen. Käme es zu Thätigkeiten, so würden wir entweder alle zusammengehauen oder Herren des Landes werden. Im leztern Fall könnte ich den Gouverneur mit Gewalt mitnehmen, und ihm bey meiner Ankunft in Europa meine Dankbarkeit hinreichend beweisen. Diese Vorstellungen gewährten zwar meinem Verstand Beruhigung, aber nicht meinem Herzen. Besonders schmerzlich war folgender Vorfall für mich. Einer der Verschwornen Nahmens Kudrin war in das Kammer-Mädchen der Fräulein von Nilow verliebt, erzehlte ihr, daß er in meiner Gesellschaft Kamtschatka verlassen, und ein frölicheres Leben in Europa finden würde, und bat sie, ihm dahin zu folgen. Das Mädchen erzehlte diese Neuigkeit ihrem Fräulein, die dann ganz ausser sich vor Verzweiflung zu mir kam, und mir mit den bittersten Thränen erklärte, daß sie, nicht um mir Vorwürfe zu machen, sondern um von mir auf ewig Abschied zu nehmen, gekommen sey. Bey diesen Worten ward sie ohnmächtig. Als sie wieder zu sich gekommen war, fragte sie mich, ob sie dem, was sie gehört habe, glauben dörfe? Ich warf mich ihr zu Füssen, und bat sie, mich ruhig anzuhören, und dann zu urtheilen. Sie würde sich erinnern, sagte ich, in welchem Rang und Reichthum ich in Europa gestanden; dieß würde mich längst bewogen haben, meine Befreyung mit der grösten Gefahr zu suchen, wenn nicht ihre Liebe mir den Stand der Sklaverey angenehm gemacht hätte. Nun aber wünschte ich meine Freyheit, um sie an meinem Vermögen und Range Theil nehmen zu lassen. Auf Kamtschatka könne ich ihr nichts anbieten, denn auf ihres Vaters Güte wäre nicht lange zu rechnen, da sein Nachfolger alles, was jener zu meinem Vortheil verfügt hätte, widerrufen

könnte; zudem wisse sie wohl daß in den Augen der Russen alle Verbannte ehrlos wären. Diesen Entschluß hätte ich ihr nicht verhehlen wollen, aber jezt hätte ich es noch nicht für tauglich gehalten, ihn ihr zu entdecken. Bey dieser Versicherung fiel sie mir um den Hals, und versprach, mir bis ans Ende der Welt zu folgen. Nach diesem Vorfall bat ich sie innständigst, ihrem Mädchen das strengste Stillschweigen aufzulegen, dem unvorsichtigen Kudrin aber, den ich nicht als Verräther bestraffen wollte, versprach ich, daß er sein Mädchen mitnehmen dörfe, wenn er in Zukunft seine Pflichten gewissenhafter beobachte.

6. Kap.

Der Kanzler bekommt wiederholte Nachricht von den Absichten der Verbannten — Die Gefahr wird glüklich abgewandt — Ausbruch der Verschwörung — Eroberung der Vestung — Tod des Gouverneurs — Anstalten zur Abreise von Kamtschatka.

Nach diesem Vorfall berief ich in der Nacht alle Verschwornen zusammen, empfahl ihnen aufs dringendste die tiefste Verschwiegenheit, und bezeugte ihnen meine Furcht, daß uns ein unglüklicher Zufall begegnen möchte. Ich bath daher jeden, inskünftige nie allein zur Stadt zu gehen, und sich immer ruhig zu Hause und in der Nähe ihrer Anführer aufzuhalten, damit sie bey jedem vorkommenden Zufall gleich beysammen wären. Meine Sorge war nicht ungegründet, denn kaum hatte ich die erst erwähnte Gefahr, verrathen zu werden, glüklich abgewandt, als schon wieder eine andere drohte. Es hatte nemlich einer Nahmens Kutnetschow, ein Verbündeter, eine Liebschaft mit der Schwester eines Feldwebels Nahmens Kusmin, welcher Kutnet-

schow versprochen hatte, sie mit sich nach Europa zu nehmen, wenn es ihm gelienge, sich Freyheit zu verschaffen. Diese Unterredung behorchte Ismailow, der Neffe des Kanzlers, der ebenfalls in jenes Mädchen verliebt war. Zugleich war ein Vertrauter Stefanows, der ihm zu der Zeit, da er so sehr mein Feind war, entdekte, daß ich mit Kutnetschow aus Kamtschatka zu entfliehen beschlossen hätte. Eifersucht gegen den Nebenbuhler und Haß gegen mich veranlaßten diesen Ismailow, das Geheimniß dem Kanzler zu entdecken. Sobald ich hievon Wind bekam, eilte ich zum Kanzler, um wo möglich die Sache wieder in Ordnung zu bringen. Er empfieng mich zwar höflich, aber mit sichtbarer Zurükhaltung und Verwirrung, machte verschiedene verfängliche Fragen an mich, und erklärte endlich, daß man in der Stadt sehr verschiedentlich und zwar nicht zu meinem Vortheil von meiner vertrauten Bekanntschaft mit Kutnetschow spreche. Diesem Vorwurf glaubte ich mit einer entscheidenden Antwort begegnen zu müssen. Ich erzehlte daher, daß sein Neffe und Kutnetschow zugleich einen vertrauten Umgang mit der Schwester des Feldwebels Kusmin hätten, und daß jener daher diesen wohl würde anzuschwärzen gesucht haben. Ich konnte nicht bergen, sezte ich bey, daß, da sein Neffe dieses soweit unter seinen Stand erniedrigte Mädchen zu heyrathen gedachte, ich Herrn Kutnetschow beredet hätte, sie mit nach Ochozk zu nehmen, und sie sich dort antrauen zu lassen. Der Kanzler, der mir aufmerksam zugehört hatte, umarmte mich, dankte mir, daß ich diese schimpfliche Heyrath hintertrieben, und sagte, daß, wenn ich ihm nicht die Augen geöffnet hätte, er einen gefährlichen Schritt gegen mich hätte thun können, da ihn sein

Neffe von meiner Schuld mit so vielen Gründen zu überzeugen gesucht hätte. Gleich nach diesem Vorfall stimmte ich Herrn Kutnetschow und das Mädchen, eben so zu reden, wenn sie von dem Kanzler verhört würden. Dies geschahe wirklich gleich den folgenden Tag; und da auf ihre Aussagen der Kanzler seinen Neffen für schuldig hielt, schickte er ihm den Befehl zu, nach Werchnei-Ostrog unverzüglich zu gehen, und nie ohne seine Erlaubniß nach Bolscherezk zurükzukehren. Kaum war dieser Sturm vorüber, als unserm Vorhaben schon wieder ein anderer drohte. Ismailow, der Neffe des Kanzlers, war nemlich ein Vertrauter zweyer Verbannten, Nahmens Boskarew und Zablikow, die mit jenem den Plan der Verschwörung von Stefanow erfahren hatten. Da Stefanow krank war, glaubten sie, daß er von mir, um eine Entdeckung zu verhindern, blos gefangen gehalten werde, und schrieben ihm daher, daß sie ihn entweder aus seiner Gefangenschaft befreyen, oder seinen Tyrannen ums Leben bringen wollten, und dißfals seine Antwort erwarteten. Stefanow gab diesen Brief Herrn Panow, der dann auf meinen Befehl in Stefanows Nahmen antwortete, daß er sie beschwöre, sich nicht an mir zu vergreifen, indem ich sein Freund, Wohlthäter und Retter seines Lebens worden sey, daß sie aber zu ihm kommen sollen, wobey sie Gelegenheit haben würden, mich kennen zu lernen, und sich vielleicht zu ihrem Vortheil mit mir zu verbinden. Sie kamen unverzüglich zu Stefanow, der mich zu sich vor sein Bett bitten ließ, mir die beyden jungen Leute als seine Freunde vorstellte, und meiner Freundschaft empfahl. Sie verbanden ihre Bitten mit Stefanows seinen, und schwuren mir unverbrüchlichen Gehorsam.

Den andern Tag besuchte ich den Gouverneur, der mir unverhohlen sagte, daß der Kanzler von Sinnen seyn müsse, weil er mich im Verdacht hätte, daß ich davon gehen wolle. Ich lachte darüber, und bat ihn, den Kanzler hohlen zu lassen, wo ich ihm meine Unschuld völlig beweisen wolle. Der Kanzler kam, versicherte, daß er von meiner Schuld völlig überzeugt sey, und mich des Verbrechens überführen könnte. Er hohlte dann einen Brief aus seiner Tasche von seinem Neffen, worinn er seine erste Beschuldigung wiederholte, und sich auf das Zeugniß der Herren Zablikow und Boskarew berief. Der Gouverneur stuzte gewaltig; ich bat ihn aber, diese beyde Herren hohlen zu lassen, und in meiner Abwesenheit zu verhören, und versicherte mit dreister Mine, daß, ohngeachtet sie vertraute Freunde meines unversöhnlichen Feindes Stefanow seyen, sie doch mit Wahrheit die Aussage des Kanzlers nicht würden bestätigen können. Die beyden Zeugen kamen, und ich entfernte mich. Der Kanzler zeigte ihnen den Brief; sie antworteten: sie kennten zwar die Handschrift, aber vom Innhalt wüßten sie nichts. Stefanow, ihr Freund, hätte sich oft über mich beschwert, und daher wären sie meine Feinde worden, zudem hätte Ismailow ihnen vor einigen Tagen eine erdichtete Geschichte erzählt, um sie noch mehr gegen mich aufzubringen. Da sie aber den Ungrund derselben erfahren, wollten sie ihre Feindschaft gegen mich aufgeben, und Herrn Ismailow gelegentlich deshalb Vorwürfe machen. Der Gouverneur entließ sie, und konnte kaum dahin gebracht werden, sich mit dem beschämten Kanzler, der demüthig um Verzeihung bat, wieder auszusöhnen.

Wenige Tage nach diesem Vorfall erfuhr ich, daß der Hettman nach Werchnei-Ostrog gereißt sey, um eine Untersuchung wegen einer von mir zur Verbergung unsers Vorhabens veranstalteten Meuchel-Mords S. 52. Untersuchungen anzustellen. So gewiß ich versichert seyn konnte, daß man mich der That nie würde überweisen können, so sicher konnte ich doch annehmen, daß die Aussage des Botten, dem ich den an den Gouverneur gerichteten Brief abnahm, mich bey den Bemühungen des Kanzlers und Hettmanns, die auf meine Schritte zu wachen anfiengen, unfehlbar stürzen könnte. Die Gefahr schien mir jezt um so näher zu seyn, da auch Ismailow wieder bey dem Kanzler war, und diesen von der Zuverläßigkeit der Verschwörung zu überzeugen suchte. Um einen Angriff, dem ich mit Wahrscheinlichkeit entgegen sahe, abzuhalten, theilte ich der ganzen Gesellschaft Gewehre nebst Pulver und Bley aus, und stellte des Nachts starke Wachen aus, die die Runde machen mußten. Den Tag darauf kam Aphanasia heimlich zu mir, erzählte, ihre Mutter habe geweint, und ihr Vater habe auf eine Art mit ihr gesprochen, daß sie glauben müsse, er wisse von unsrer Verschwörung. Sie beschwor mich, nicht ins Fort zu kommen, wenn man mich rufen liesse, und falls es zu Thätlichkeiten käme, für mein und ihres Vaters Leben Sorge zu tragen. Ich dankte ihr aufs zärtlichste für ihre Sorgfalt, und bat sie, mir ein Zeichen zu geben, wenn die Regierung den Entschluß fassen sollte, mich in Verhaft nehmen oder angreifen zu lassen. Sie versprach mir in diesem Fall ein rothes Band zu schicken. Jede Nachricht, die ich einzuziehen suchte, bestätigte meinen Verdacht, daß man sich meiner zu bemächtigen suche; und den Tag darauf schikte mir

Aphanasia ein rothes Band durch ihr Mädchen. Wenige Stunden nachher ließ mich der Gouverneur durch einen Feldwebel zum Frühstük bitten, ich entschuldigte mich aber um einer Unpäßlichkeit willen, mit dem Zusaz, daß ich morgen dies Vergnügen zu haben hofte. Der Feldwebel rieth mir, in Güte zu gehen, weil ich sonst mit Gewalt geholt werden würde; ich sagte ihm aber kurz, daß er meine Antwort überbringen solle. Mittags kam der Hettmann, suchte mich zu überreden, mit ihm ins Fort zu gehen, und sezte traulich hinzu, daß der Kanzler wieder lächerliche Grillen im Kopf hätte, die ich leicht werde widerlegen können. Da ich mich abermals durch meine Unpäßlichkeit entschuldigte, fieng er an zu drohen, mich durch seine Kosacken mit Gewalt hinbringen zu lassen. Er rief wirklich seinen Leuten, ich aber pfif, und augenbliklich stürzten fünf meiner Gefärthen herein, und entwafneten den Hettmann und zwey Kosacken, die ich für meine Gefangenen erklärte. Des Abends ließ mir der Gouverneur sagen, daß, wenn ich den Hettmann nicht in Freyheit sezte, ich meine Kühnheit mit dem Leben bezahlen müsse. Ich sollte zu ihm kommen, und er verspreche mir, wenn ich unschuldig befunden werde, völlige Genugthuung. Ich ließ ihm sagen, daß ich ohne meine Gefärthen nichts beschliessen könne, und die heute noch um Rath zu fragen, seye zu spät. Des Nachts schikte ich sechs meiner Gefärthen ab, um sich des Kanzlers zu bemächtigen; er war aber im Fort; und dafür brachten sie Ismailow, seinen Neffen, und den Boten, der als Zeuge gegen mich auftretten sollte. Den andern Tag bekam ich zwey rothe Bänder von Aphanasia, erfuhr aber zugleich, daß, da die Zeugen, Ismailow und der Bote nirgends zu finden seyen, man

vermuthe, daß sie davon gegangen seyen, und sich vor einer genauen Untersuchung förchteten; der Gouverneur halte mich selbst für unschuldig, und nur der Form wegen wolle er mich durch 4 Soldaten abholen lassen, an die ich mich ergeben möchte. Ich versprach zu gehen. Gleich nach dieser Nachricht erhielt ich einen Brief von Aphanasia, worinn sie mir die Versicherung gab, daß ihr Vater mehr als jemals für mich eingenommen sey, und mich bitten liesse, zu ihm zu kommen. Auf diesen Brief würde ich unverzüglich gegangen seyn, wenn ich nicht mehrere Stückchen rothes Band darinn gefunden und bald darauf gehört hätte, daß die Kosacken ihre Gewehre zurecht machten. Abends um 5 Uhr kam ein Korporal mit vier Grenadieren vor meine Thüre, und begehrte, ich sollte nach meinem Versprechen mit ihm gehen. Ich bat ihn hereinzukommen, und ein Glas mit mir zu trinken. Sobald er im Hause war, wurden ihm vier Pistolen auf die Brust gesezt, und ein augenbliklicher Tod gedroht, wenn er nur einen Laut von sich gäbe. Er ward hierauf in meine Kammer geführt und genau ausgefragt. Nach geendigtem Verhör mußte er jeden Soldaten einzeln hereinrufen, wodurch ich Herr des ganzen Kommandos wurde, das ich binden und in den Keller bringen ließ. Des Abends um 9 Uhr erfuhr ich, daß man ein Kommando nach dem Hohlweg zu, der uns von der Stadt trennte, marschiren sähe. Ich empfieng dasselbe, mit einer Salve, die drey der vordersten zu Boden stürzte; das übrige ganze Kommando warf sich nieder, ohne sich weiter zu rühren, und wartete in dieser Stellung auf Verstärkung. Wirklich erhielt ich auch um 11 Uhr Nachricht, daß Truppen uns in Rücken zu fallen im

Be=

Begrif wären, die, nach dem Geräusch zu urtheilen, Kanonen mit sich führten. Ich befahl daher Wynbladth, das Kommando im Hohlweg zu beobachten, und ich gieng mit der Abtheilung des Mittelpunkts dem Feinde entgegen. Als wir uns auf 50 Schritt genähert hatten, rief uns der Befehlshaber zu, uns zu ergeben. Ich antwortete: wir müßten zuvor die Bedingungen wissen u. s. w. Während dieser Unterredung waren wir bis auf 15 Schritte an sie gekommen, und gaben nun plötzlich Feuer. Diß sezte unsere Feinde in solchen Schrecken, daß sie ihre Kanonen verliessen, und nach dem Holz flüchteten. Diese Feigherzigkeit machte uns Muth. Ich versammelte daher augenblicklich alle meine Leute, feuerte mit den Kanonen auf das Kommando hinter dem Hohlwege, und erhielt sie dadurch in der Furcht, daß sie nicht aufzustehen wagten, wodurch wir völlige Freyheit hatten, uns dem Fort zu nähern. Da die Schildwache uns mit Kanonen kommen sahe, hielt sie uns für das Kommando, und fragte: ob wir die Gefangenen mitbrächten. Auf meine Bejahung ließ die Wache die Zugbrücke nieder, wir drangen rasch ein, und machten die Wache, die nur aus 12 Mann bestand, nieder. Ein Theil meiner Gefährten rükte auf die Kasematten loß, worauf ich die Zugbrücke aufziehen ließ und eine Wache dazu stellte. Da ich jezt im Hof feuern hörte, und sahe, daß meine Gefärthen die Petarde ans innere Thor schoben; so wagte ich es, durch ein offenes Fenster hineinzusteigen. Als Frau von Nilow und ihre Kinder mich erblikten, beschworen sie mich, den Gouverneur zu retten. Ich eilte nach seinem Zimmer, und bat ihn, in die Stube seiner Kinder zu gehen, um sein Leben zu retten. Er antworte-

te: erst wollte er mir mein Leben nehmen, und schoß eine Pistole nach mir ab, die mich verwundete. Ich blieb nichts desto weniger auf seine Rettung bedacht, und stellte ihm vor, daß aller Widerstand vergeblich wäre. Seine Frau und Kinder baten ihn fußfällig, meinem Rath zu folgen; allein er stürzte während diesem auf mich los, und faßte mich an der Kehle; so daß mir nichts übrig blieb, als mein Leben zu verlieren, oder ihm niederzustossen. In diesem Augenblick sprengte die Petarde das innere Thor, und Panow drang in das Zimmer, wo ich eben mit dem Gouverneur beschäftiget war. Er bat ihn, mich loszulassen; da er aber nicht nachgab, spaltete er ihm den Schädel. Nun entstand ein trauriger Auftritt, der mich bis ins Innerste des Herzens erschütterte. Frau von Nilow fiel mir zu Füssen — ihre Töchtern wurden ohnmächtig, und ich selbst konnte mich kaum auf den Füssen halten. Panow, der diß bemerkte, suchte mich zu entfernen, bath mich, zu unsern Gefärthen zu eilen, die sich noch mit den Soldaten herumschlugen; und versprach, unterdessen für Frau von Nilow und ihre Familie zu sorgen. Als ich in den Hof kam, fand ich ihn mit Todten und Verwundeten bedekt, und erfuhr, daß unsere Gefärthen beschäftiget wären, ein unterirdisches Gewölbe zu sprengen, wohin sich einige Soldaten geflüchtet hätten. Ich eilte, diese Unglüklichen zu retten. Plözlich entstand wieder Lärm, man hörte regelmäßige Salven, die nicht von unsern Leuten kommen konnten, und die Wache schrie unaufhörlich: Feinde, Feinde. Als ich auf das Banket an den Pallisaden stieg, sahe ich einen grossen Haufen Kosacken, die sich zum Angriff anrüsteten. Wynbladth mußte daher alle unsere Gefärthen zusammenrufen, und blos vier Mann bey den Solda-

ten in der Kasematte lassen. Unterdessen mußte ich einen sehr lebhaften Angriff aushalten. Zum Glük waren die Leitern der Kosacken zu kurz, und die Dunkelheit der Nacht verstattete ihnen nicht, die schwächsten Stellen des Forts aufzusuchen. Ihr beständiges Feuer leitete uns bey der Richtung der Haubitzen, womit wir in 10 Minuten 14 Mann tödteten, ohne daß von unserer Seite ein einziger geblieben wäre. Als endlich Wynbladth mit 22 unserer Gefärthen ankam, brachten wir zwey Dreypfünder auf die Bettung, und 6 Schüsse aus diesen waren hinreichend, unsere Feinde zu vertreiben. Da wir aber einen zweyten Angriff zu befürchten hatten, führten wir alle Kanonen im Fort auf, und luden sie. Sobald diese Anordnungen geschehen waren, ließ ich mir von der Frau von Nilow die Erlaubnis ausbitten, ihr aufwarten zu dörfen. Ich fand sie auf dem Bette liegend, warf mich ihr zu Füssen, und bat sie, mir den Tod ihres Gemals nicht zuzurechnen, da sie gesehen hätte, wie sehr ich mit Gefahr meines eigenen Lebens auf seine Erhaltung bedacht gewesen wäre. Bey allem ihrem Kummer machte sie mir keine Vorwürfe, sondern fragte nur nach ihren Kindern, die Panow in ein anderes Zimmer hatte bringen lassen. Während dieser Unterredung gieng die Nachricht ein, daß der Hettmann, den einige seiner Leute aus dem Gefängniß befreyten, mit allen Kosaken, 700 bis 800 Mann stark, die Stadt verlassen, sich nach einer Anhöhe, eine halbe Meile weit vom Fort, gezogen, und den Entschluß gefaßt habe, uns von da aus auszuhungern. Da diese drohende Gefahr einen schnellen Entschluß forderte, schlug ich vor, einige 20 Mann in die Stadt

zu schicken, alle Frauen und Kinder in die Kirche zu treiben, und um diese allen hölzernen Hausrath und andere brennbare Materialien zusammenzuhäufen. Dieß könnte alles vor Tages-Anbruch geschehen, worauf man den Frauen andeuten müßte, daß sie sich zum Tode zu bereiten hätten, weil der Widerstand ihrer Männer uns zu dieser Härte zwänge. Nach dieser Erklärung könnte man ihnen den Vorschlag thun, drey aus ihrem Mittel nebst 12 jungen Mädchen an ihre Männer, Geliebten und Väter zu schicken, um sie zu Niederlegung der Waffen zu bewegen. Alle billigten diesen Vorschlag, und Panow nahm dessen Ausführung über sich. Unterdessen ließ ich nach meiner Wunde sehen, die ich bey meiner bisherigen Geschäftigkeit ganz vergessen hatte. Herr Lapin erklärte, daß sie gefährliche Folgen haben könnte, da ich das Blut hätte gerinnen und gefrieren lassen. Ich mußte mich daher ans Feuer sezen, bis es wieder aufthauete, welches mir fürchterliche Schmerzen verursachte, und dann nahm Lapin die Kugel heraus. Da ich um des Verbands willen nicht laufen konnte, ließ ich mich in ein Bett tragen. Morgens um 8 Uhr besuchte mich Frau von Nilow. Die nächtliche Anstrengung und der grosse Blutverlust hatten mein Gesicht mit Blässe bedeckt. Wie sie mich in dieser Gestalt erblickte, vergaß sie ihren Kummer, lief auf mich zu, tröstete und versicherte mich, daß sie mich für ganz unschuldig an dem Tode ihres Gemals erkenne. Da aber das Publicum, fügte sie bey, sich hievon nicht leicht überzeugen würde, so wäre sie entschlossen, sich gleich nach Beerdigung ihres Gemals, wozu sie um meine Erlaubniß bat, sich zu entfernen. Ihre Tochter aber hienge so sehr an mir, daß sie sich nur den Vorwürfen

ihrer Familie aussezen würde, wenn sie von mir getrennt würde, daher wollte sie mir sie übergeben, in der Hoffnung, daß ich mein Versprechen erfüllen würde. Ich that alles um sie zu beruhigen. Als sie weggegangen war, erklärte mir Aphanasia, daß sie mir bis ans Ende der Welt folgen wolle, aber um ihre Mutter vor den Vorwürfen des Publicums zu schüzen, bäte sie mich, sie entführen zu lassen; welches ich ihr gerne versprach. Während dieser Zeit schickte ich Einen meiner Leute mit einer Trommel und mit den Frauens-Personen, die im Nahmen der Eingesperrten ihre Männer und Vätter zur Unterwerfung bereden solten, an die Feinde ab, und ließ sie auffordern, die Waffen niederzulegen; widrigenfals würde bis um 10 Uhr die Kirche mit den Ihrigen im Feuer stehen. Um Ein Viertel auf 10 Uhr war noch keine Antwort von den Kosacken da; ich ließ daher drey Klafter von jedem Winkel der Kirche anzünden. Um halb Zehn meldete man mir, daß man auf dem Berg mit verschiedenen Schnupftüchern an Stangen gebunden, Zeichen gäbe; drey Viertel auf 10 Uhr sahe man mehrere unbewafnete Kosacken dem Fort zu laufen, und um 11 Minuten nach 10 Uhr erschienen zwey, ganz ausser Athem vor mir, mit der Nachricht, daß mein Vorschlag angenommen worden, und mit der Bitte, den Befehl, das Feuer anzuzünden, noch eine halbe Stunde aufzuschieben. Bald darauf kam der ganze Haufe unbewafnet herbey, lieferte Geiseln ab, und brachte den Hettmann gebunden. Nachdem alles in Ruhe war, ließ ich die Kasematte öfnen, aus welcher 42 Soldaten und der Kanzler hervorkrochen, der dem Hettmann Gesellschaft leisten mußte. Den Tag darauf wurde das Leichenbegängniß des Gouverneurs mit der grösten Pracht ge-

feyert, dem ich, meiner Schwachheit ungeachtet, auch beywohnte. Dadurch verfiel ich aufs neue in ein heftiges Fieber, das mich 3 Tage nicht zur Besinnung kommen ließ. Nachdem ich mich wieder erhohlt hatte, meldete mir Panow, daß meinen Befehlen gemäß die Korvette St. Peter und Paul in Besiz genommen, das Inventarium vom Magazin fertig, und unsere Gefärthen jezt beschäftiget wären, Lebensmittel auf unsere Reise zusammenzubringen. Frau von Nilow wäre abgereist, aber kurz vorher noch bey mir gewesen, wobey sie, ohne ein Wort zu reden, bitterlich geweint habe. Den Abend vor ihrer Abreise hätte er Fräulein Aphanasia durch ein Fenster unvermerkt abhohlen lassen, worauf ihre Schwestern einen grossen Lerm gemacht, und die Mutter ihre Abreise beschleuniget hätte. Seit dieser Zeit habe Aphanasia mein Bett nicht verlassen, bis Herr Meder sie heute versichert habe, daß ich ausser Gefahr sey, worauf sie sich zur Ruhe begeben. Des Mittags kam Aphanasia zu mir, und gab mir mit kummervollem Blick aber mit vieler Standhaftigkeit einen Brief, wobey sie sagte: Vergeben sie mir den ersten Ausbruch des Schmerzens — künftig sollen sie weiter keine Schwäche von mir zu befürchten haben. Der Brief war von Stefanow, der ihr meldete, daß ich verheyrathet wäre, und ihr daher kein anständiges Schicksal verschaffen könnte. Sie dürfte mir daher ohne Schande nicht folgen, allein er würde sie mit meinem Blute rächen, und sobald seine Gesundheit hergestellt seyn werde, ihr seine Hand anbieten. Diese Entdeckung sezte mich in die äusserste Verlegenheit; sie selbst aber, die gute Seele! rieß mich daraus, indem sie mir erklärte, sie würde deswegen nicht unglüklich seyn, sondern fortfahren mich zu lieben. Da sie meine

Gattin nicht werden könne, so båte sie mich, sie als meine Tochter zu lieben und mitzunehmen, und ihr zu erlauben, daß sie Mannskleider tragen dörfte, um mir weniger zur Last zu fallen. Ich gestand ihr alles zu, versicherte sie meiner aufrichtigsten Freundschaft, und entschuldigte das bisherige Verhehlen meiner Verheyrathung so gut ich konnte. Den andern Tag erschien sie als Mann gekleidet und bewafnet, was ihre Reize noch um vieles erhöhte, und erhielt den Nahmen Achilles. Stefanow ward wegen seiner abermaligen Treulosigkeit und Undankbarkeit in einem über ihn gehaltenen Gericht dahin verurtheilt, daß er an keiner Versammlung und an keinem Kommando bey unserer Gesellschaft Antheil nehmen soll. Während dieser Zeit waren aller Proviant, Munition und sonstige Bedürfnisse die sich in den Magazinen der Vestung vorfanden, an Bord geführt, und zu dem eine solche Menge Pelzwerk zusammengebracht, die uns wegen unserer Versorgung bey unserer Ankunft in Europa ganz beruhigen konnte. Vor unserer Einschiffung ließ ich einen feyerlichen Gottesdienst halten, und bey Vorlesung des Evangeliums alle meine Gefärthen von neuem den Eid der Treue schwören. Nachher wurden die Geisel in Freyheit gesezt, und wir giengen den 11. May an Bord.

7. Kap.

Abfarth von Kamtschatka — Aufenthalt auf der Berings-Insel — Gefährliche Schiffarth — Ankunft in Japan.

Den 12. May 1771. verliessen wir Kamtschatka in der Korvette St. Peter und Paul. Ich war Ober-, Graf Krustiew Unterbefehlshaber, und ausser uns waren 73 dienstverrichtende Personen, 9 Frauenzimmer und 12 Passagiere, unter denen Ismailow, der Neffe des

Kanzlers war, im Ganzen also 96 Menschen an Bord. Wir hatten mehrere Tage trübes neblichtes Wetter mit Regen und Schnee, und bekamen endlich d. 19. May die Berings=Insel zu Gesicht. Ungefehr eine halbe Meile von der westlichen Küste gieng ich vor Anker, und schickte Panow mit 10 Mann in einem Boot ans Land, mit dem Befehl, mir durch drey Salven ein Zeichen zu geben, sobald sie einen bequemen Aufenthalts=Ort daselbst gefunden hätten. Ich hörte bald das verabredete Signal, näherte mich einer Bucht, und gieng von da aus ans Land. Ohngeachtet mich Panow versicherte, daß er keinen Menschen auf der Insel gefunden habe, schickte ich doch einige Leute auf Untersuchung der Insel aus, und ließ andere eine Hütte und Oefen zum Brodbacken bauen. Gegen Abend kam die ausgeschickte Mannschaft zurück, und erzehlte, daß sie eine Hütte entdeckt, und daselbst einen Hund nebst einem Brief unter einem Faß gefunden hätten. Ich erbrach den Brief, und las folgendes:

„Gesundheit und Heil allen denen, die auf dieser Insel landen! Ich berichte Ihnen hiemit, daß das Schiff Elisabeth, welches 1769 unter meiner Führung aus dem Hafen Ochozk seegelte, nach vielen durch Sturm erlittenen Beschädigungen ein ganzes Jahr lang auf dieser Insel blieb. Nach vielen vergeblichen Versuchen, es wieder zu unserer Rückfarth in Stand zu sezen, zerschlugen wir es und bauten Böte daraus, in welchen ich mich jezt auf eine Reise nach der Insel zu begeben gedenke, die gegen Osten liegt, in der Hofnung daselbst ein Schiff anzutreffen, in welchem ich nebst meinen Gefärthen nach Hause zurückkehren kann.

Geschrieben den 24. Jan. 1771.

Evan Ochotyn, Kapitain.

Dieser Brief, der noch frisch geschrieben zu seyn schien, und die Nachricht meiner Leute, daß sie noch ganz frische Fußstapfen im Schnee bemerkt, brachten mich auf die Vermuthung, daß vielleicht Ochotyn, von dem ich schon mehreres vorher gehört hatte, oder wenigstens einige seiner Leute noch auf der Insel seyn könnten. Ich sandte daher 5 Mann wohl bewafnet nach verschiedenen Gegenden aus, und gab ihnen Einladungs-Schreiben an Ochotyn oder seine Leute mit. Den andern Tag morgens hörten wir nach der Süd-Seite der Insel verschiedene Schüsse. Ich ließ plözlich Lerm schlagen, und schickte Herrn Wynbladth an der Spize von 16 Mann in der Schaluppe nach der Süd-Spize der Bucht, und ich selbst nahm mit 8 Mann in dem kleinen Boot den nemlichen Weg. Bey unserer Ankunft an der Süd-Spize erblikten wir eine Baidare, die auf uns zu ruderte, und einer von den Leuten darauf rief uns zu, daß er einen Brief an den Befehlshaber der Korvette St. Peter und Paul habe. Dieser Brief war von Ochotyn, und enthielt einen Glück-Wunsch wegen unserer glüklichen Ankunft auf der Insel, und eine Einladung zu ihm zu kommen. Die Ueberbringer dieses Briefs nahm ich mit an Bord unsers Schiffes, und fand, als ich da ankam, meine Leute in gröster Unordnung. Stefanow kam mir mit der Nachricht entgegen, daß Alexi Andreanow eine Meuterei angesponnen habe. Bey weiterer Untersuchung fand ich, daß Ismailow mit seinem Freund Zablikow und 15 andern sich verschworen, die erste Gelegenheit abzuwarten, wo der gröste Theil der Mannschaft am Land, ich aber am Bord wäre, sich dann meiner Person zu bemächtigen und nach Kamtschatka zurükzukehren. Auf diese Nachricht bewafnete ich plözlich die

Vertrautesten, ließ die Rädelsführer der Verschwörung in Verhaft nehmen, und ihnen von einem Kriegsrath ihr Urtheil sprechen. Dieses gieng dahin, daß Ismailow und der Kamtschadale Pareneschin auf der Insel zurückgelassen werden, die übrigen Theilhaber aber 50 Streiche erhalten, und dann wieder in ihre Stellen eingesezt werden solten. Den andern Tag schickte ich Einen von Ochotyns Leuten wieder mit einem Brief zurück, und behielt die übrigen bey mir, so wie auch Ochotyn die Meinigen als Geisel bey sich behalten hatte. Ich bezeugte ihm in diesem Brief meine Freude, ihn angetroffen zu haben, und bat ihn den folgenden Morgen um 6 Uhr sich an der Südspize der Bucht einzufinden. Ich vertraute das Commando des Schifs Herrn Panow; gieng dann an den bestimmten Ort ab, und traf Herrn Ochotyn schon am Land. Er erzehlte mir hierauf seine Schiksale und seine Plane, die kürzlich darinn bestanden: Ochotyn stammte aus einer Sächsischen Familie ab, die daselbst den Nahmen Leuchtenfeld führt, dienete als Kapitain unter der Kayserin Elisabeth, fiel in Ungnade, und ward nach Sibirien verwiesen. In Jakuzk erwieß man ihm die Gnade, ihn nach Ochozk zu schicken, wo er auf einem Schiff, das auf den Seeotterfang ausgieng, mehrere Reisen machte. Auf seiner dritten Reise bemächtigte er sich des Schifs, und nahm noch zwey andere weg, deren Mannschaft sich ihm unterwarf. Nun war er stark genug, sich auf einer der grösten Aleutischen Inseln niederzulassen, wo er sich durch Verheyrathung seiner Gefärthen mit den Insulanerinnen Verbindungen zu verschaffen wußte. Das Zutrauen, welches er auf die Einwohner sezen konnte, hatte ihn zu dem Entschluß gebracht, Kolonien anzulegen, und da es ihm dazu an den nö-

thigen Bedürfnissen fehlte, hatte er im Sinn, nach Ochozk und Kamtschatka zu gehen, diese beyden Niederlassungen zu zerstöhren; und alles wegzuführen, was zu seinen Absichten dienen könnte. Zur Ausführung dieses Plans lud er mich ein. Ich antwortete ihm aber, daß es mich sehr schmerze, seinen Absichten nicht entsprechen zu können, da meine Lage eine schleunige Rükkehr nach Europa fordere. In Hinsicht der anzulegenden Kolonien aber rieth ich ihm, sich an irgend eine Europäische Macht zu wenden und deren Unterstüzung zu suchen. Ich bot ihm meine Dienste hiezu an; er nahm sie mit Dank an, und gab mir an einige Europäische Mächte Briefe mit. Ich erzehlte ihm alsdann auch meine Schicksale; hierauf schwuren wir uns ewige Freundschaft, und giengen von einander. Als ich auf das Schif zurückgekommen war, schlug ich vor, die Insel zu verlassen und unsere Reise nach China fortzusezen, von wo aus wir am leichtesten nach Europa kommen könnten. Meine Gefärthen baten sich Bedenkzeit aus, und erklärten hierauf, daß sie eine Durchfahrt gegen Norden von Kamtschatka aufsuchen wolten. Ich mußte ihrem Willen nachgeben, weil ich fand, daß sie auch troz meiner Weigerung diesen Plan ausführen würden; erklärte aber zugleich, daß sich unüberwindliche Schwierigkeiten bey diesem Vorhaben zeigen würden. Den nemlichen Tag erhielt ich von Ochotyn Nachricht, daß Stefanow ihm geschrieben und gemeldet habe, daß er nebst einem Theil der Schifsgesellschaft entschlossen sey, zu seiner Parthie überzugehen. Stefanow, der Unrath merkte, verlangte mit mir allein zu sprechen, unterrichtete mich von einer Verschwörung, die er entdeckt, und versicherte mich, daß er mich nie mehr verlassen würde. Ich be-

zeugte ihm mein Erstaunen über seine Dreustigkeit, zeigte ihm den Brief von Ochotyn, sagte aber dabey, daß ich alles vergessen, und diesen neuen Beweiß seiner Treulosigkeit geheim halten wolle, wenn er in Zukunft seinen Pflichten getreuer zu bleiben verspreche. Durch meine Nachsicht gerührt, warf er sich mir zu Füssen, gestand sein Vergehen, und versprach alles Gute.

Den 25. May giengen wir bey wolkichtem Wetter und dickem Nebel unter Segel, und richteten unsern Lauf nördlich. Meine Prophezeyung, daß wir auf dieser Farth unüberwindliche Hindernisse antreffen werden, gieng nur zu bald in Erfüllung. Eisstücke von ungeheurer Grösse, die ganze Berge um das Schif bildeten, brachten unserem Schif einen grossen Leck bey, so daß wir nicht von den Pumpen gehen durften, und mit jedem Augenblick unserm Untergang entgegen sahen. Diese Gefahr wurde noch vermehrt durch heftige Windstösse, die unsere vorderste Seegel-Stange und den Besaan-Mast fortrieß. Morgens früh lag das Schiff ganz auf der linken Seite, und zu unserem Glück sahen wir, als der Tag anbrach, daß sich ein Stück Eiß zwischen dem Ruder und Hintersteven eingeklemmt hatte. Ich schickte zwey unserer Leute hin, es wegzustossen, und dadurch brachten wir das Schiff wieder auf die rechte Seite. Durch diese beständige Gefahren wurden meine Gefärthen abgeschreckt, den Weg weiter nach Norden fortzusezen, und baten mich innständigst, eine andere Richtung zu nehmen. Dieß gab mir erwünschte Veranlassung, ihnen über das geringe Zutrauen, das sie in mich gesezt, Vorwürfe zu machen, und ihnen die gefährlichen Folgen vorzustellen, die nothwendig daraus entstehen mußten, wenn ich zum zweitenmal gezwungen würde, mich ihrer Will-

führ zu überlassen. Sie fanden meine Vorstellung gegründet, und versprachen mir auf die Zukunft unbedingten Gehorsam.

Nach vielen überstandenen Gefahren entdeckten wir endlich den 6. Junius Land, und eine Bucht, in der wir ankerten. Da unser Schiff erstaunlichen Schaden gelitten hatte, befahl ich es auszuladen, und zu kalfatern. Unterdessen untersuchte Kutsnetschow mit einigen Gefärthen das Land, fand in einer Entfernung von 4. Meilen einen bewohnten Ort von 14 Hütten, traf aber nur eine alte Frau und einige Kinder an, da die übrigen Einwohner geflohen waren. Als das Kalfatern geschehen war, wurde das Schiff wieder eingeladen, und hierauf lichteten wir den 9ten die Anker. Wir segelten nun rasch Süden zu, und konnten uns bald des Genusses eines milderen Clima freuen. Das Wetter war meist abwechselnd, artete aber einmal in einen heftigen Sturm aus, der uns nur geringe Hoffnung zur Rettung übrig ließ. Den 19ten entdekten wir endlich eine Insel, die ich für eine von denen hielt, wovon mir Ochotyn gesagt hatte; ich schikte daher Wynbladth und Kutsnetschow mit 16 Mann in der Schaluppe ans Land, Erkundigung einzuziehen. Abends kam Kutsnetschow nebst zwey Booten zurück, die von den Insulanern geführt wurden, und zwey Russen an ihrer Spize hatten. Er brachte mir die Nachricht, daß die Insel die grosse Kadick heisse, und daß gegen Süd-Ost noch eine andere liege, welche die Insulaner die Insel der schwarzen Füchse nenneten. Er erzehlte, daß die Bewohner der Insel ihnen ihre Landung anfänglich mit Gewalt verwehren zu wollen geschienen, aber auf die Erklärung, daß wenn sie zu Ochotyns Parthie gehörten, sie seine Freunde anerkennen möchten, ihnen

alle Höflichkeit erwiesen hätten. Die beyden Russen sagten mir, daß Ochotyn ihr Befehlshaber sey, und daß auch die Tajone des Landes sich seiner Oberherrschaft unterworfen hätten. Sie bathen mich hierauf, ich möchte ihnen überzeugende Beweise geben, daß ich wirklich eine Zusammenkunft mit ihrem Befehlshaber gehabt hätte. Ich zeigte ihnen alsdann einen Brief, den mir Ochotyn an den Tajon von Urusumir mitgegeben hatte: worauf sie kein ferneres Mißtrauen in mich sezten, und sich erboten, als Lootsen das Schiff nach Urusumir zu bringen. Mit gröstem Vergnügen nahm ich diß Anerbieten an, und überließ mich ihrer Führung. Den Tag darauf kamen wir der Insel nahe, und ankerten in einer kleinen Entfernung vor der Küste. Die Russen giengen mit Hrn. Kutsnetschow ans Land, um den Innwohnern und Ochotyns Gefärthen Nachricht von unserer Ankunft zu geben, und auf diese Weise alle Unruhe zu verhüten. Kutsnetschow kam nach einigen Stunden zurück, und meldete mir, daß die unter Ochotyn stehende Russen sowol als die Einwohner der Insel ihnen allen Beystand versprochen hätten, daß ich aber den Tajon wegen seiner entfernten Wohnung nicht eher als den folgenden Tag sehen könne. Auf diese Nachricht gieng ich ans Land, nahm alle, bis auf 28, die das Schiff bewachen mußten, selbst auch die Frauenzimmer und Kranke mit, und befahl das ganze Schiff auszuräumen. Meinen Leuten ließ ich ein Lager aufschlagen, mir aber und den Kranken und Frauenzimmern wurden ordentliche Wohnungen angewiesen. Den andern Tag erhielt ich Nachricht, daß der Tajon nebst Ochotyns Frau und einer grossen Anzahl Insulaner auf dem Weg wären, mich zu besuchen, und ward erinnert, daß es nicht übel an=

gelegt seyn würde, wenn ich den Vornehmsten einige Geschenke machte. Den folgenden Morgen kam ein alter Mann, der Rußisch sprach, zu mir, mit einem Knaben von 12 Jahren, den er mir zum Geschenk anbot. Ich äusserte meine Verwunderung, ihn Rußisch sprechen zu hören: worauf er mir erzählte, daß er in jüngern Jahren von den Kosacken entführt, und an einen Kaufmann verkauft worden sey, der auf seiner Reise auf dieser Insel gelandet, und ihn zur Unterhandlung mit den Insulanern gebraucht habe. Dieser Gelegenheit habe er sich bedient, und sey bey seinen Landsleuten zurückgeblieben. Nachher habe ihm der damalige Tajon seine Tochter zur Frau gegeben, und als dieser gestorben, sey er an seine Stelle zum Tajon erwählt worden. Um seines Alters willen habe er die Regierung seinem Sohn übertragen, und dieser sey nun vor allen Einfällen der Kosacken durch den Schutz eines grossen Europäischen Tajons, der seine Tochter geheyrathet habe, geschüzt. Hieraus schloß ich, daß er von Ochotyn rede, und sagte ihm daher, daß ich diesen Tajon sehr wohl kenne, daß er mein Freund sey, und mir einen Brief an seinen Schwiegervater mitgegeben habe. Auf diese Versicherung umarmte mich der Alte, und eilte, diese fröliche Nachricht seiner Familie zu überbringen. Als er mich verlassen hatte, ließ ich durch die Frauenzimmer die Felle an die Luft hängen, und fand zu meiner grossen Freude keines beschädiget. Den andern Tag kam der Tajon mit zwey Russen von Ochotyns Parthey und einem sehr beträchtlichen Gefolge. Der gute Alte gieng voraus, und stellte mir Ochotyns Frau vor; ein gleiches that der Tajon mit seinen Kindern und einigen der vornehmsten Insulaner. Nach dieser Zeremonie schloß die ganze Gesellschaft ei-

nen Kreis um den Tajon und seine Familie, und ich überreichte Ochotyns Brief. Ein Russe las ihn vor, und der Alte übersezte ihn mit lauter Stimme. Ochotyn empfahl mich in demselben seinem Schwiegervater aufs dringendste, und versicherte seine Frau, daß er noch vor dem ersten Schnee zurückkommen und sie umarmen werde. Sie weinte vor Freuden, und bewies, daß man oft unter den sogenannten Wilden mehr aufrichtige Zärtlichkeit und Freundschaft findet, als unter den sogenannten gesitteten Nationen. Der Tajon bot mir hierauf ein Freundschafts-Bündniß an, das ich annahm, und durch folgende Zeremonie bestätiget wurde. Er ließ 7 aus Fellen verfertigte Gefässe bringen, unser Gesicht daraus zu waschen. Der Tajon nahm Eins, vertheilte die fünf andere an fünf verschiedene Oberhäupter, und das siebende gab er mir. Hierauf wurde Feuer herbeygebracht; jeder nahm eine Kohle und rief aus: mit Feuer, gleich diesem wollen wir die Kosacken verbrennen. Die Zeremonie endigte sich dann damit, daß 7 Pfeile unter uns vertheilt wurden, die wir zerbrachen, mit dem Beysatz: unter uns sind Waffen unnüz! Alsdann wurden Steine herbeygebracht, und zum Andenken des Bundes aufgehäuft. Die Tajone bewirthete ich mit Brandewein, und unter die Insulaner theilte ich wenigstens 200 Pf. Taback aus. Des Abends schlugen die Insulaner ihr Lager auf einer Anhöhe auf, und fiengen bey dem Schlagen einer Trommel zu tanzen an. Bald darauf fiel einer um den andern, endlich auch selbst der Tajon in Schlaf; welches die Wirkung eines Aufgusses von Fliegenschwamm war, den die Insulaner bey festlichen Mahlzeiten zu trinken pflegen. Der gute Alte machte eine

Aus-

Ausnahm; ich unterhielt mich daher mit ihm, und fragte ihn, warum er den Knaben, den ich von ihm erhalten hätte, weggegeben habe. Er sagte mir, daß der Knabe in dem grossen Lande Alacsine (Amerika) gebohren, daselbst von den Aleuten, deren erklärte Feinde sie wären, zum Gefangenen gemacht, und ihm von dem Tajon in Kadrit geschenkt worden sey. Diese Umstände, befürchte er, möchten in der Zukunft üble Folgen für ihn veranlassen, und daher habe er beschlossen, den Knaben bey der nächsten Gelegenheit sich vom Halse zu schaffen. Ich nahm diß Geschenk an, und erwiderte es mit einer recht hübschen Flinte, 1 Pfund Pulver, 50 Kugeln, 5 Pfund Taback, und einer Bouteille Brandewein. Nachdem das Schiff wieder in vollkommenen Stand gestellt, die Wasser-Tonnen gefüllt, und die übrigen Bedürfnisse nach Beschaffenheit unserer vorhabenden Reise herbeygeschaft waren, schiften wir uns wieder ein, und lichteten den 26sten bey schönem hellem Wetter den Anker. Sobald wir wieder auf der offenen See waren, wurde der mir geschenkte Knabe getauft, und erhielt den Namen Zacharias. Einige Tage hatten wir schönes klares Wetter, aber auf dieses folgte ein Sturm, der die Fock- und Besaanmarsstange fortriß, und unser Schiff so erschütterte, daß unsere Ladung aus ihrer Lage verrükt, und den Wasser-Fässern der Boden eingestossen wurde. Dieser lezte Umstand und die Besorgniß, daß unsere Tonnen im heissen Klima nicht zusammenhalten würden, veranlaßte mich, immer nur einfache Portionen austheilen zu lassen, um so viel möglich einem Wasser-Mangel vorzubeugen. Allein Stefanow kam zu mir, und stellte mir im Namen der Gesellschaft vor, daß sie mit der bis-

herigen Portion Zwieback und Wasser nicht aufreichten, daß sie zweymal so viel foderten, und ausserdem noch eine Portion Brandewein, um sich munter und bey Muth zu erhalten. So sehr mich diese unverschämte Forderung aufbrachte, so suchte ich ihm doch durch alle mögliche Vorstellungen zu beweisen, daß ich sie nicht gewähren könne. Taub gegen alle Gründe verließ er die Kajute mit den heftigsten Schimpfreden. Um allen üblen Folgen vorzubeugen, berief ich gleich die Oberhäupter der Gesellschaft zusammen, um mit ihnen die besten Maasregeln zu überlegen. Wir waren kaum zusammengekommen, als man uns meldete, Stefanow habe einen Theil der Mannschaft durch die Versicherung, daß wir dem Land nahe wären, dahin gebracht, ein Wasserfaß anzuzapfen, um ihren Durst zu löschen; er habe, um das Volk gegen mich aufzubringen, gehäßige Ursachen, warum ich nicht landen wolle, angegeben, und ihm gerathen, mich zur Befolgung ihrer Befehle zu zwingen. Diese Nachricht bewog uns, auf das Verdeck zu gehen, und einer Empörung vorzubeugen. Aber hier fanden wir schon alle bewafnet, und Stefanow an ihrer Spize, der unter den heftigsten Flüchen und den tollsten Vorwürfen über mein bisheriges Betragen mir erklärte, daß die Gesellschaft ihn zum Oberhaupt gewählt, und daß er mir nur deswegen das Leben schenke, um meine Leiden zu verlängern. Hierauf befahl er seinen Leuten, mich zu binden; zum Glück kamen in dem nemlichen Augenblick Andere von der übrigen Mannschaft, die Kutsnetschow herbeyhohlte, wohl bewafnet die Verdecks-Treppe herauf, und verhüteten weitere Gewaltthätigkeiten. Uebrigens waren wir nun auf dem Vorder-Kastell eingespeirt, und mußten Augenzeugen der größten Unordnungen seyn, de-

nen Stefanow selbst nicht abhelfen konnte. Seine Bande bemächtigte sich nemlich dreyer Fässer Brandewein, und sof, bis sie ganz betrunken war. Als es Nacht wurde, legten sich alle zur Ruhe, ohne auf Stefanows Vorstellung zu achten. Dieser Gelegenheit bedienten wir uns, Stefanow in Fesseln zu legen, und an den Fock-Mast anzuschliessen. Des Nachts gieng die Tollheit noch weiter. Die Besoffenen erwachten mit schrecklichem Durst, brachen, noch immer betrunken, 14 Wasserfässer auf, und tranken oder verschütteten Alles, so daß uns nur noch dritthalb Faß übrig blieben. Des Morgens berief ich die ganze Gesellschaft aufs Verdeck, und stellte ihnen das unübersehbare Elend vor, in das uns alle Stefanows Tollheit versezt habe. Die unglüklichen Menschen, die die Fässer aufgeschlagen hatten, wußten sich ihres Verbrechens nicht mehr zu erinnern, brachen in die verzweifeltste Klagen über ihre traurige Lage und in Verwünschungen über Stefanow aus, und bestanden darauf, ihn als den Urheber alles Unglüks am Leben zu strafen. Mit äusserster Mühe rettete ich ihn vom Tod, erklärte ihn aber für unwürdig der Gesellschaft, und verurtheilte ihn, dem Koch als Gehülfe zu dienen. Das Schiksal milderte in Etwas die Angst, in der wir wegen Wasser-Mangels schwebten, indem uns der Himmel einen Regen bescheerte, wo wir einige Fässer füllen konnten; auch meldete mir Herr Tschurin, daß wir noch vier Faß übrig hätten, die sich unter den Brettern gefunden hätten, welche die Kajute seiner Frau ausmachten. Ich befahl, diese Entdeckung geheim zu halten, um die Kranke und Frauenzimmer bey einbrechender Noth mit diesem Vorrath zu laben.

Den 2ten Julius entdekten wir Land, und giengen in einiger Entfernung von demselben vor Anker. Ich schikte gleich Kutsnetschow im kleinen Boot ans Land, um einen Hafen zu suchen; aber der heftige Wind zerris unser Kabbel-Tau, und trieb uns in See. Ich ließ mehrere Schüsse thun, um das Boot zurückzurufen, und legte bey, aus Furcht, das Boot, das die Treuesten unserer Gefärthen enthielt, zu verlieren. Da uns aber die Strömung stark ans Ufer trieb, spannte ich das Besaan-Segel auf. Das Schiff litt sehr, und wir waren in beständiger Gefahr, unterzugehen. Gegen Abend bestand die Mannschaft darauf, daß ich entweder den Weg fortsetzen oder das Schiff auf eine Sandbank, die sie bemerkten, lauffen lassen solle. Ich stellte ihnen die Grausamkeit vor, Neune unsrer treuesten Gefärthen in einem unbekannten Land der Willkühr der Wilden zu überlassen, und bestand darauf, eher mein Leben zu verlieren, als von der Küste zu gehen. Was ihren zweiten Vorschlag beträfe, so lasse sich das noch weniger ausführen, da der Wind sich nach Osten umgesezt, und durchaus nicht zuliesse, das Ufer zu erreichen; deswegen bleibe uns kein anderes Mittel übrig, als uns der Strömung zu überlassen, die uns wahrscheinlich aufs Schilf werfen würde. Aus diesen Gründen wäre ich entschlossen, ihren Vorschlägen nicht zu folgen. Diese bestimmte Antwort sezte sie in Wuth, so daß einer, Namens Baylakin, mit einem Messer auf mich zulief. Ich kam ihm aber durch einen Pistolen-Schuß zuvor, der ihn ausser Stand sezte, mir zu schaden, aber zum Glük nicht tödtete. Die Wuth der übrigen hielt der Anblick der Andern, die auf meiner Seite und bewafnet waren, zurük, daß sie sich nicht getrauten, Gewalt anzuwenden. Die

Nacht brach ein, ohne daß wir Etwas von unsern Gefärthen hörten; Ich unterhielt daher zwey Feuer, und ließ zu bestimmten Zeiten schiessen. Um 8 Uhr rief die Wache, sie höre ein lautes Schreyen; wir lieffen herbey, und hörten bald einige Schüsse, die uns von der Annäherung unserer Gefärthen überzeugten; eine kleine Weile darauf kamen sie an Bord. Welche Freude für mich und meine Freunde, aber auch welche Beschämung für die Aufrührer. Kutsnetschow berichtete, er habe einen geschikten Landungsplaz gefunden, und mehrere Einwohner gesehen, die nach Chinesischer Art blau gekleidet gewesen, und ihm viele Höflichkeit erwiesen hätten. Diese Erzählung erregte bey Allen und auch bey mir ein grosses Verlangen, ans Land zu gehen; aber wir mußten bald alle Hoffnung, es zu erreichen, aufgeben, da der Wind mit doppelter Gewalt eine uns ganz entgegengesezte Richtung nahm, wodurch es, unserer äussersten Anstrengung ungeachtet, unmöglich wurde, die Küste zu erreichen. Ich gieng daher unter Segel, und sezte meinen Lauf weiter fort. Da wir keine genaue Kenntniß von irgend einer Insel in diesen Gewässern hatten, beschlossen wir einmüthig, den sicherern Weg nach Japan zu wählen, um den Leiden zu entgehen, die der bevorstehende Mangel an Lebensmitteln und Wasser uns drohte. Unser Vorrath bestand nur noch in 6 Fässern Salz und 2 Fässern gedörrten Fischen, die ich, weil sie schon in Fäulniß überzugehen anfiengen, zu einem dicken Brey kochen und zu Brod backen ließ; zudem hatten wir noch 6 Fässer Wasser. Wir segelten rasch fort, dann Wind und Wetter war uns günstig. Bey Tagesanbruch rief der Quartiermeister: Land! alles frolockte, aber bald verschwand die süsse Hoffnung, da uns die aufgehende

Sonne überzeugte, daß das geglaubte Land ein niedriges Gewölke gewesen. Wir fiengen nun an, unser Fischbrod zu geniessen, fanden es aber sehr herb und sauer; doch zwang uns die Noth, es zu essen. Auf Vorbitte mehrerer meiner Leute, die ich als treue kannte, ward Stefanow wieder in unsere Gesellschaft aufgenommen. Er war fast ausser sich vor Freude, schwur mir ewige Treue und Gehorsam, und bestand darauf, was ich auch nach einigem Weigern zuließ, vor der ganzen Gesellschaft sein Verbrechen zu bereuen, mich um Verzeihung zu bitten, und Gehorsam zu schwören. Nachmittags meldete man mir, daß die Reife eines Wasserfasses losgetroknet, das Wasser ausgeloffen und ein anderes auch schon über 2 Drittel leer sey. Durch die äusserste Angst gequält und durch die beständige Strapaze erschöpft, brachte ich eine der schröklichsten Nächte zu. Ich mußte mich zwingen, meine Unruhe zu verbergen, wodurch ich so angegriffen ward, daß ich mehrmals das Bewußtseyn verlohr. Es war weder Regen noch Thau zu hoffen, weil das Wetter äusserst trocken war, und ich wußte nichts von der Lage irgend eines benachbarten Landes, worauf ich gegründete Hoffnung hätte bauen können. Mit Tages-Anbruch versammelte ich die ganze Gesellschaft, um ihnen unsere traurige Lage zu entdecken, und schlug vor, uns auf ein halb Pfund Fisch und eine halb Maas Wasser täglich einzuschränken. Um sie von der Nothwendigkeit meines Raths zu überzeugen, ließ ich den ganzen Vorrath von Fischen aufs Verdeck bringen, und da fanden wir statt der geglaubten 900 Pfund nur 460, und auch des Wassers war weniger als wir gemeynt hatten. Bestürzung und Verzweiflung bemächtigte sich Aller. Sie betheurten, bey einer so kärglichen Portion

ohnmöglich das Leben erhalten zu können; ich vertheilte daher den ganzen Vorrath auf einmal, und jeder erhielt $4\frac{3}{4}$ Pfund. Den verdorbenen Zwieback behielt ich für die Frauenzimmer. Verschiedene empfiengen ihr Theil mit weinenden Augen, andere verwünschten diejenigen, die sie zur Flucht aus Kamtschatka beredt hatten. Solche traurige Auftritte mußte ich jezt erleben!

Auf den dritten Tag nach diesem Auftritt folgte eine fürchterliche Nacht, mit allen Schrecken der See begleitet. Der Wind riß uns das Fock= und Besaan-Mars=Segel weg, und die heftigsten Stösse droheten uns alle Masten zu nehmen. Das Verdeck stand voll Wasser, und der Bliz spaltete den Besaan=Mast, doch ohne zu zünden. Den folgenden Morgen zeigte mir Panow an, daß verschiedene von der Mannschaft bereits ihren ganzen Vorrath verzehrt hätten, und in Gefahr stünden, Hunger zu sterben. Ich wußte kein ander Mittel, dieser Noth abzuhelfen, als daß ich einige See=Otterfelle mit Wallfisch-Trahn kochen ließ. Dieser Einfall fand so allgemeinen Beyfall, daß innerhalb einer Stunde mehr als 20 Paar Schuhe und Stiefel im Topf kochten. Mit der grösten Begierde fielen die Hungrigen über die lose Speise her, dankten mir aufs herzlichste für diesen glüklichen Einfall, und vergassen vor Freude die Gefahr, in der sie wegen des heftigen Sturmes standen. Die ganze Nacht ließ die Wuth des Windes nicht nach, und jeden Augenblick drohten uns die hohen Wogen in die Tiefe des Meers zu begraben. Mit kommendem Morgen aber legte sich plözlich der Wind, und die See war gleichsam in einem Augenblick ruhig. Den folgenden Tag hatten wir ruhige See und helles Wetter, sahen aber dem drohenden Wasser-Mangel mit immer grösserem Kummer entgegen; dann

Herr Meder meldete mir, daß nicht mehr als 50 Krüge Wasser noch am Bord wären; die eine Helfte davon ließ ich austheilen, und die andere für die Kranke aufheben. Was mich betrift, übergab ich mich dem Schiksal, das so schrökliche Prüfungen über mich verhängte; ich dachte an keine Hülfe mehr, und labte mich nur die Nacht über mit dem Einathmen der kühlen Luft. Den folgenden Tag, da ich vor Müdigkeit, Hunger und Durst mein Leben nicht mehr erhalten zu können glaubte, rief ich die ganze Gesellschaft zusammen, übergab ihr meine Karte, und zeichnete den Weg vor, den sie zu nehmen hätte. Das offene Zutrauen, womit ich ihnen meine Gesinnungen eröfnete, machte einen so starken Eindruck auf sie, daß mir jeder einen Theil seiner Portion anboth. Im nemlichen Augenblick sagte einer, Namens Sudiakow, daß er noch drey Salzfische und einen Krug mit Wasser aufgespart habe, die er mir, als der wichtigsten, unentbehrlichsten Person auf dem Schiff überlassen wolle. Alles frohlokte, die Gesellschaft gab ihm den Namen: der Grosmüthige; und ich nahm die Helfte seines Anerbietens an. Wir segelten noch 3 Tage, täuschten uns öfters mit der Meynung, Land zu sehen, und warteten mit banger Sorge auf die Stimme vom Mastkorb, die uns nahes Land ankündigte. Endlich den 15ten Jul. nachdem wir 10 Tage mit Wind und Wetter, Hunger und Durst gekämpft hatten, rief mein Amerikaner Zacharias: Alacsina! Alacsina! und zeigte nach der Gegend, wo er Land zu erblicken glaubte. Keiner von uns entdekte mit blossen Augen, was wir so sehnlich zu sehen wünschten; als ich aber mein Fernrohr zu Hülfe nahm, hatte ich die Freude, das Ende unserer Leiden mit Augen zu sehen. Ich näherte mich der Küste, ankerte in

einer kleinen Entfernung davon, und schikte bald Herrn Panow und Kutsnetschow ans Land, um eine Bucht oder einen Hafen zu suchen, und Wasser mitzubringen. Das Boot kam zurük, brachte zur unaussprechlichen Freude Aller Wasser, und die Nachricht, daß sie einen tauglichen Landungsplatz und schönes Land gefunden hätten. Nun eilte alles in die Schaluppe und dem Lande zu, und kaum konnte ich sie zwingen, zurückzugehen, und das Schiff einzubogsiren.

Den 19. Jul. schickte ich alles, auch die Kranken und Frauenzimmer ans Land, und ließ nur zwey Officiere mit 4 Mann an Bord. Ich ließ gleich Holz fällen, Zelte aufschlagen und Hütten bauen, und Wyndbladth ließ eine Batterie aufwerfen, und zwey Dreypfünder darauf pflanzen. Der Ueberfluß an Wasser und Lebens-Mittel, die Menge von Wildprett und verschiedenen Früchten von treflichem Geschmack ließ meine Gefärthen ihre überstandenen Leiden bald vergessen, und den Gedanken, weiter zu reisen, keinen Augenblick aufkommen. Dieser wurde noch mehr entfernt, da einmal die auf Untersuchung des Lands ausgeschickte Mannschaft einige Stücke Chrystall und Steine, die Erztheile enthielten, mitbrachte. Der Anblick dieser Steine erhizte ihre Phantasie, und brachte sie auf den Gedanken, daß da die Erde auf ihrer Oberfläche Chrystalle erzeuge, sie in ihren Eingeweiden gewiß Diamanten haben müsse; und die Erzstuffe könnte ihrer Meynung nach nichts anders als Gold seyn. Ich stellte ihnen vergeblich vor, daß sich von Chrystallen gar nicht auf Diamanten schliessen lasse; und daß die vorgebliche Goldstuffe vielleicht nichts anders als Kies sey; sie beharrten auf ihrem Entschluß, auf der Insel, die ohnedieß unbewohnt war, zu bleiben,

und erst dann weiter zu gehen, wann sie Gold und Diamanten genug gesammelt hätten. Da der gröste Theil der Mannschaft dieser Gesinnung war, mußte ich in so weit nachgeben, daß ich ihnen zu Willen zu seyn versprach, wenn bey gehöriger Untersuchung, die Andreanow und Ribnikow, beydes Gold=Schmide, anstellen könnten, in den Erzstuffen Gold gefunden würde. In der Ueberzeugung, daß es nicht anders seyn könne, willigten sie gern in meinen Vorschlag. Den folgenden Tag Nachmittags machte ich mit Panow und Wynbladth eine Excursion ins Innere des Landes, und fand einen Ueberfluß von Kokos=Nüssen, Ananas, Pomeranzen und vielen andern vortreflichen Früchten. Bey unserer Zuhausekunft wurde mir gemeldt, daß Stefanow einen Theil der Gesellschaft versammelt, und mit vielem Feuer zu ihnen geredt hätte, worauf sie sämtlich in das benachbarte Holz gegangen, um sich durch einen Eidschwur zu verbinden. Ich versammelte auf diese Nachricht meine Freunde, deren Anzahl sich auf 36 belief, ließ die Wache auf dem Schiff ablösen, stellte einen Posten von 12 Mann zu den Kanonen an der Küste, und ließ die Andere unter dem Gewehr bleiben, doch ohne daß ein Verdacht bey den Uebrigen erregt wurde. In dieser Verfassung erwartete ich den Anbruch des Tages und die Rükkunft derer, die mit Stefanow unter dem Vorwand des Jagens ins Holz gegangen waren. Auf den Nachmittag ließ ich eine allgemeine Versammlung ansagen, stellte ihnen in den stärksten Ausdrücken vor, wie viele Beschwerden ich um ihrentwillen ausgestanden, beklagte mich über ihre Undankbarkeit, die sie durch eine neue Meuterey an den Tag legten, und foderte sie auf, die Ursachen anzugeben, die sie zu einem so unwürdigen

Entschluß veranlaßt hätten. Einige wiesen nun auf Stefanow, und riefen ihm zu: Rede und wir wollen dich unterstüzen! der Elende fieng an zu schimpfen, und mir und Panow augenblicklichen Tod zu drohen. Ich unterbrach ihn in seinen Verwünschungen, und erklärte, daß ich mich für glücklicher schäze, unter wilden Thieren zu leben, als unter Menschen ohne alles Gefühl von Ehre und Rechtschaffenheit; ich wolle also hiemit meine Befehlshaber-Stelle niederlegen. Ich gieng hierauf weg, und rief: Wer Liebe und Zuneigung zu mir hat, folge mir! Es folgten mir 62, auf deren Treue ich mich verlassen konnte. Mit Tages-Anbruch kamen Deputirte von Stefanows Partey, und brachten mir die Nachricht; daß sie sich des Schifs bemächtiget, folglich es in ihrer Gewalt hätten, mich zu verlassen; sie wolten mich aber für ihren König erklären, wenn ich mit ihnen auf der Insel zu bleiben verspreche, und wolten zum Zeichen ihrer redlichen Gesinnungen gegen mich Stefanow gebunden liefern. Nun war ich in gröster Verlegenheit aus Sorge, das Schiff zu verliehren; entschloß mich also nachzugeben. Ich rief die ganze Gesellschaft ausser Stefanow und einigen Andern, die auf dem Schiff geblieben, versicherte sie, daß ich ihnen selbst schon den Vorschlag, da zu bleiben gemacht haben würde, wenn nicht unsere Anzahl von Männern gegen die der Frauenzimmer, deren nur 8 seyen, gar zu klein wäre. Ich hätte daher den Entschluß gefaßt, nach Japan zu gehen, dort eine Anzahl Frauenzimmer mit Gewalt zu entführen, und dann auf diese Insel zurükzukehren. Kaum hatte ich ausgeredet, als sie alle einmüthig ausriefen: Es lebe unser General! und herbeykamen, mir die Hand zu küssen. Sie eilten hierauf in das Schiff, er-

griffen Stefanow, und brachten ihn zu mir. Auch diesmal verzieh ich diesem Böswicht, unter der Bedingung, daß er öffentlich die ganze Gesellschaft um Verzeihung bitten soll, und erklärte ihn für völlig unbrauchbar zu allem Dienst = Geschäft.

Der Gedanke an die neue Colonie machte alle heiter und froh, sie arbeiteten die ganze Nacht durch, und dachten für jezt nicht weiter an die Gold = Stuffen. Den 22sten war alles an Bord geschaft, und ich gieng Nachts um 11 Uhr bey heiterem Wetter unter Segel. Den 27sten erreichten wir eine Insel, die Kutsnetschow untersuchen mußte. Er fand sie unbewohnt, aber doch einige Hütten von Brettern, und um sie her eine Menge Fisch = Gräte. Wir steuerten weiter, sahen den Tag darauf eine andere Küste, und liefen in eine Bay ein. Wir geriethen jezt gleichsam in einen Wald von Schiffen, denn es waren beynahe 1000 Fahrzeuge um uns her, alle emsig mit Fischen beschäftiget, und unbekümmert um uns. Bald darauf näherte sich uns ein hübsch gebautes Fahrzeug, mit Wimpeln und verschiedenen Flaggen geziert; der Capitain grüßte uns, und gab durch Gebehrden zu verstehen, daß er uns zum Einbugsiren behüflich seyn wolle. Seine Leute verrichteten dieß mit unglaublicher Geschwindigkeit, nahmen aber durchaus keine Belohnung für ihre Dienste an. Den folgenden Tag gab ich Befehl, wafffertig zu seyn, und die Kanonen mit Kartätschen zu laden, auf den Fall, daß wir angegriffen würden. Hierauf schickte ich Kutsnetschow und Wynbladth mit 12 Mann ans Land, und gab diesem einen Holländisch geschriebenen Brief mit, der eine Erklärung über die Absicht meiner Reise und eine Bitte um Lebens = Mittel enthielt. Wir fiengen schon an, unserer Gefärthen

wegen, die uns zu lange ausblieben, in Sorge zu seyn, als sie mit einem gutgekleideten und mit einem Säbel bewafneten Japaner und im Gefolge mehrerer Booten zurükkamen. Dieser hielt eine lange Rede an mich, wovon aber weder ich noch die Andere ein Wort verstanden. Endlich fiel mir ein, daß ein Matrose, Nahmens Boskarew, ein wenig Japanisch verstehe; ich ließ ihn daher ruffen, er erinnerte sich aber blos noch einiger Complimente. Ich ließ nun den Japaner bey Panow und Boskarew in der Kajute, gieng mit Wynbladth bey Seite, und erhielt von ihm folgende Nachrichten: „Als wir an der Küste ankamen, fanden wir „200 Mann zu Pferd und eben so viel zu Fuß, mit „Bogen und Lanzen bewafnet. Wir gaben ihnen zu „verstehen, daß wir gerne nach dem vor uns liegenden „Ort wären; worauf sie uns Pferde anboten, und „bis an ein Schloß, das am Ende des Orts lag, „begleiteten. Hier wurden wir höflich empfangen, und „in einen Saal geführt, wo ein angesehener Mann „auf einem Sopha saß, und uns mit den Worten an„redete: Fiassi guzarimas, die wir aber nicht verstan„den. Eben so wenig verstanden wir andere Fragen, „die er an uns machte, die aber wahrscheinlich den „Nahmen unsers Vaterlands betraffen. Er ließ dann „einige Bücher und Papier-Rollen hohlen, zeigte mir „eine Karte, auf der Japan, China, die Philippini„schen Inseln, Indien und ein Strich unbekanntes „Land, das der Lage nach Europa bedeutete, verzeich„net war, und deutete mit meinem Finger auf der „Karte herum. Ich zeigte ihm Europa, worüber er „sich sehr zu verwundern schien, und einigemal, Na„mandabez! ausrief. Da er an der Wahrheit meiner „Aussage zu zweifeln schien, gab ich vermittelst der Kar-

„te zu verstehen, daß die lange Dauer der Reise und „die mit ihr verbundenen Mühseligkeiten uns ganz „erschöpft, und wir Lebens-Mittel nöthig hätten. „Er schien mich zu verstehen, und gab seinen Leuten „Befehle. Hierauf händigte ich ihm etliche Biber- „und Marder-Felle ein, die er nur nach langem Wei- „gern annahm. Er entließ uns dann, und gab uns „den Japanischen Offizier, der sich wirklich auf dem „Schiff befindet, zum Begleiter mit.„ Ich begab mich nun in die Kajüte, um diesem mein Compliment zu machen, und gab ihm zwey Paar Zobel. Er schien sehr zufrieden mit diesem Geschenk, bedeutete uns aber durch Zeichen, daß es ja nicht bekannt werden dörfe, daß er ein Geschenk angenommen. Er gab alsdann Befehl, die mitgebrachten Boote auszuladen, die einen schönen Vorrath von Lebens-Mitteln aller Art enthielten. Den andern Tag kam wieder ein Boot, das einen jungen sehr schön gekleideten Mann an Bord brachte. Er redte viel, aber Boskarew verstand nach langer Zeit nur so viel, daß eine Menge Leute das Schif zu sehen wünschten, aber die Kanonen fürchteten. Man gab ihm zu verstehen, daß uns jedermann willkommen seyn würde, und zugleich ließ ich vor seinen Augen die Mundpröpfe in die Kanonen stecken. Er war darüber sehr vergnügt und gieng unter vielen Komplimenten fort. Nach einer Stunde kamen 3 Boote, in deren jedem eine Person von Stande saß, mit einem Sonnen-Schirm. Wir bewillkommten sie mit tiefen Verbeugungen, und einigen Komplimenten, die uns Boskarew gelehrt hatte. Sie betrachteten alles auf unserm Schif, zählten die Kanonen und Mannschaft, und suchten uns ihre freundschaftlichen Gesin-

nungen zu verstehen zu geben. Um dieser noch gewisser zu werden, nahm ich sie bey Seite, und gab jedem zwey Marderfelle, worüber sie sehr vergnügt zu seyn schienen. Einige Stunden nach ihrem Weggehen kamen zwey Booten mit Lebens-Mitteln nebst 26 Fässern Wasser und 2 Fässern starkem Getränk.

Den folgenden Tag Nachmittags kamen 30 Boote mit fliegenden Wimpeln und unter Begleitung einer Musik. In einer kleinen Entfernung hielten sie sämtlich still, und nur 3 Boote kamen an unser Schiff. Aus diesen kam ein alter Mann mit zwey kostbar gekleideten Knaben zu uns, der nach der Dollmetschung des Boskarews mir zu melden hatte, daß der Ulikamhy oder König mich zu sprechen wünsche, und zu meiner Sicherheit die beyden Knaben als Geisel schicke. Ich bedeutete ihm, daß ich bereit sey, mit ihm zu gehen, und mehr Zutrauen in die Rechtschaffenheit des Ulikamhys seze, als daß ich diese Geisel annehmen würde. Wir fuhren dann unter der Begleitung aller mit ihm angekommenen Boote ans Land, wo mir und meinen Kameraden mit Thee und eingemachten Früchten aufgewartet wurde. Von da aus wurden wir in Sänften etwa eine halbe Stunde weit bis an das Thor eines Gartens getragen, wo wir von zwey prächtig gekleideten Herrn empfangen, und nach einem kleinen Haus, das mitten im Garten stand, geführt wurden.

In diesem fanden wir den Ulikamhy auf einem gelben Sopha sizend und in einer Kleidung von grüner und blauer Seide. Er machte verschiedene Fragen an mich, die wir aber nicht recht verstehen und nicht deutlich beantworten konnten. Endlich verfiel er auf den guten Gedanken, sich durch Mahler, die er kommen ließ, verständlich zu machen. Das erste Ge-

mählde solte mich vorstellen und den Ulikamhy, der mir ein Herz darboth. Um ihm zu zeigen, daß ich diese Sprache recht gut verstehe, nahm ich sein Bild und druckte es an meine Brust, worauf er mir die Hand reichte. Er fragte noch mehreres, und bath mich, einige Tage bey ihm zu bleiben, weil er nächstens einen Mann erwarte, der mich ganz verstehen würde. Ich willigte um so lieber in diesen Vorschlag, weil ich mancherley Nuzen daraus zu ziehen hofte.

Den andern Tag kam der Ulikamhy zu mir mit einem Bonzen, der sehr gut holländisch redete, und mich auf jenes Befehl fragte: wer ich sey? wie ich nach Japan gekommen? wohin ich zu gehen im Sinne hätte? ich machte ihm eine kurze Beschreibung meiner bisherigen Schicksaale, sagte ihm, daß ich in mein Vaterland zurückzukehren entschlossen sey, und aus Mangel an Lebensmitteln auf Japan hätte landen müssen. Der König bedauerte mein Schicksaal, trug mir an, in Japan zu bleiben, und versprach mir vom Kayser einen angesehenen Posten bey der Armee zu verschaffen. Ich dankte ihm für seine Güte, und lehnte sein freundschaftliches Anerbieten wegen meiner Familie, die ich zu Hause hätte, ab. Nun gieng es zu Tisch, wo mit Reis, Braten, eingemachten Früchten und mancherley Konfituren aufgewartet wurde. Nach dem Essen fragte mich der König: ob ich ein ächter Christ, und stark genug sey, für die Vertheidigung des Kreuzes zu sterben? mir ist das Kreuz nicht mehr werth, antwortete ich, als die Materie, aus der es besteht, werth ist; und ich denke keine Nation zu finden, die mich um der Behauptung willen, daß Holz nichts mehr und nichts weniger als Holz sey, tödten könnte

te. Sie haben mich nicht recht verstanden, versezte er; ich wollte fragen, ob Sie für ihren Gott sterben würden? wenn ich für meinen Gott sterbe, erwiderte ich, so sterbe ich auch für den Gott der Japaner, denn es ist nur ein Gott, der Schöpfer aller Dinge. Diese Antwort befriedigte ihn sehr, und er sagte mir durch den Bonzen, daß ich meiner Religion nach ein wahrer Japaner sey. Hierauf entfernte er sich, seine Nachmittagsruhe zu genießen. Ich benuzte diese Gelegenheit, mich mit dem Bonzen zu unterhalten, bey dem ich über meine Erwartung viele Kenntnisse und Verstand fand. Ich gab dann meinen Leuten Befehl, mir 6 feine Seeotter= 24 Fuchs= und 24 Zobelfelle nebst 40 gut polirten Gewehren und 2 Kanonen auf Lavetten ans Land zu bringen. Den andern Tag kamen Panow, Baturin und Kutsnetschow mit diesen Geschenken, die ich für den König bestimmt hatte, an, und brachten mir die Nachricht, daß auf dem Schiff alles in guter Ordnung, und ein vortheilhafter Handel mit den Japanern eröfnet worden sey. Um 11 Uhr wurde die Ankunft des Ulikamhy durch den Schall von hundert verschiedenen Instrumenten angekündiget. Wir giengen ihm entgegen; und da die ersten Komplimente vorbey waren, erwähnte der Bonze der für ihn bestimmten Geschenke. Er war so begierig sie selbst zu sehen, daß er das Essen aufschob, und alles mit sichtbarem Vergnügen betrachtete. Nach Tisch giengen wir in den Garten, um die Gewehre auf eine gewiese Entfernung zu versuchen. Verschiedene meiner Gefährten zeichneten sich aus; und endlich wollte der König selbst einen Versuch machen. Er ließ sich ein Pferd kommen, nahm es zum Ziel, und traf es so gut, daß es tod

zur Erde fiel. Seine Freude war unbeschreiblich, und seine Zuneigung gegen mich in diesem Augenblick so gros, daß er mich versicherte, er wolle mir alles gewähren, was ich von ihm bitten werde. Ich benuzte diesen Augenblick und bat um die Erlaubniß, wieder in sein Gebiet zurückzukehren, und unter seinem Schuz eine Handlung zu erofnen. Er bewilligte meine Bitte ohne das geringste Bedenken nur mit dem Beysaz, daß ich keine andere Religion einführen, keine Festungen bauen, und sonst keine Macht erwerben, sondern mich ganz auf den Handel mit Pelzwerk einschränken soll. Ich versprach dieß gerne, worauf er mich versicherte, daß er mir ein förmliches Certificat über die mir gegönte Handlungsfreyheit ausfertigen lassen wolle. Den andern Tag reißte der König nach der Stadt Kilinige, überschickte mir aber vorher folgende Geschenke: einen mit Gold eingelegten Säbel nebst einem Gehänge mit kostbaren Perlen besezt, einen vollständigen Porcellan-Service, eine Menge Thee und Taback, eine kleine Schachtel mit Juwelen und eine Flagge, um bey der Rückkunft daran erkannt zu werden. Zugleich ward ich ersucht, einen jungen Herrn mit mir reisen zu lassen, und ihn bey der nächsten Gelegenheit wieder zurückzubringen. Zur Bestreitung der Reisekosten für ihn wurden mir 50 Goldstücke gegeben, deren jedes 2¼ Unze wog. Sobald der König abgereißt war, schickte auch ich mich zur Fortsezung meiner Reise an. Als wir an den Hafen kamen, erschienen viele Boote, die uns in Gesellschaft des Bonzen und zweyer andrer Herrn an Bord begleiteten. Leztere überreichten mir zwey Rollen Papier, die die Erlaubniß enthielten, daß ich wieder nach Japan zurückkommen dürfe, und empfahlen mir den jungen

Mann, der mit mir reisen wollte. Hierauf giengen sie ans Land zurück, von mir reichlich mit Pelzwerk beschenkt.

8. Kap.

Abreise von Japan — Landung auf einigen Inseln — Gefahrvolle Ankunft auf der Insel Usmäligon — Gutmüthigkeit ihrer Einwohner.

Nachdem ich wieder auf dem Schiff angekommen war, versammelte ich die ganze Gesellschaft, und fragte, ob sie noch gesonnen seyen, den gefaßten Entschluß, einen Einfall zu wagen, und Frauenzimmer zu entführen, zu bewerkstelligen. Da keiner zu antworten wagte, schlug ich vor, nach Kanton in Sina den Weg fortzusezen, dort unsere Pelzwerk zu verkaufen, dann nach Europa zu gehen, und unter dem Schuz einer hohen Macht eine Kolonie anzulegen. Der Vorschlag gefiel allen; sie versprachen mir zu folgen und meinen Befehlen zu gehorchen. Auf diese Versicherung steckte ich die japanische Flagge auf, und gieng den 3. August unter Segel. Den 5ten ankerten wir wieder an der Küste von Japan, in der Hoffnung, Gelegenheit zum Handel zu bekommen, und das Pelzwerk vortheilhaft umzusezen. Ich schickte Kutsnetschow mit mehreren Gefährten ans Land, die in Begleitung eines Boots zurückkamen, das 3 vornehme Herren enthielt, die verschiedene Fragen an mich machten. Aus unsern Bärten und unserer Kleidung schloßen sie, wir seyen Spanier, die von Manila kämen: da sie sich diese Meinung nicht nehmen liessen, und sie die Spanier sehr hassen, giengen sie mit ganz zweydeutigem Gesicht fort; worauf wir aus Ueberzeugung, daß ohne Gefecht hier kein Handel zu eröfnen sey, die Anker lichteten, und

unsere Reise fortsezten. Den 9ten sahen wir wieder Land, und beschlossen abermals an der Küste einer Stadt gegenüber beyzulegen. Da die Einwohner sahen, daß wir uns der Küste näherten, zeigten sie sich mit Lanzen und Säbeln bewafnet, und schienen uns die Landung streitig machen zu wollen. Als sie aber unsere Entschlossenheit, durchaus ans Land zu gehen, merkten, zogen sie sich auf eine kleine Entfernung zurück. Sobald ich am Land war, gab ich ihnen durch Zeichen zu verstehen, näher zu kommen; worauf ein alter Mann zu mir kam, der mich fragte, welches Recht wir hätten, an ihrer Küste zu landen, und beyfügte, daß die Holländer nie ohne Erlaubniß ans Ufer kommen dürften. Ich antwortete, daß wir weder Holländer noch Spanier seyen, sondern Menschen, die Wasser und Lebensmittel nöthig hätten. Er versprach uns beydes an Bord zu schicken, aber wir sollten uns gleich wieder eben dahin begeben. Als ich ihn aber versicherte, daß ich nicht bälder gehen würde, biß ich Wasser und Lebensmittel wirklich erhalten haben würde, ließ er gleich 9 Boote laden, und hieß sie mir folgen. Den andern Tag näherten sich viele Fahrzeuge unserm Schiff, und am Ufer erblickten wir eine zahllose Menge Menschen zu Pferd und zu Fuß, mit Lanzen und Wurfspießen bewafnet. Um zu wissen, ob die herannahende Boote als Freunde oder als Feinde kämen, schickte ich ihnen Herrn Panow mit 18 Mann entgegen. Da hernach dieser mit den Japanern in freundschaftlicher Ruhe herbey kam, begrüßte ich sie mit einem laufenden Musketen-Feuer und 6 Kanonen-Schüssen. Diese Freundschaftsversicherung wirkte so stark auf die Japaner, daß sie in den Booten auf ihr Angesicht fielen, und es kaum wagten, wieder aufzustehen. Ich wußte davon nichts, und gab

Befehl, noch 6 Kanonenschüsse zu thun, da eben der Japaner, der mit uns zu sprechen wünschte, an Bord kam. Vor Schrecken betäubt fiel er in eine Ohnmacht, und konnte kaum nach einer Viertelstunde wieder zur Sprache kommen. Er erklärte mir dann, daß es seine Absicht sey, uns in Verhaft zu nehmen, weil wir ohne Befehl des Kaysers in sein Land kämen. Zum Beweise, daß wir gehorchen müßten, zog er eine große Rolle Papier hervor, und überreichte sie mir. Ich stellte mich, als wollte ich sie behalten, und gab sie Herrn Krustiew. Als er dieß sahe, verlohr er alle Fassung, bath demüthig um sein Papier und wieß auf seinen Hals, um uns zu verstehen zu geben, daß der Verlust des Papiers ihm das Leben kosten würde. Ich gab ihm dann seine Schrift wieder, und erklärte ihm, daß er zufrieden seyn soll, daß ich ihn nicht in Verhaft nehmen lasse. Dieser entschlossene Ton und einige Seeotter- und Zobelfelle besänftigten ihn, daß er mit Zufriedenheit und Freundschaftsversicherungen sich hinwegbegab. Alles dieß überzeugte mich, daß es auch auf dieser Insel, die Xicoco hieß, nie zu einem regelmäßigen Handel kommen würde; ich gieng daher den 11ten unter Segel. Den 12ten entdeckten wir wieder eine Küste, wo wir in einer Bucht beyzulegen beschlossen. Ich schickte Herrn Kutsnetschow mit 8 Mann ans Land, und ließ ihm die Schaluppe nachfolgen. In der Bucht fuhr das kleine Boot vor einer großen daselbst vor Anker liegenden Barke vorbey, deren Mannschaft auf meine Leute schoß. Als ich dieß hörte, nahm ich die Anker ein, und eilte den Meinigen zu Hülfe. Ich steuerte nach der großen Barke zu, und gab ihr zween Schüsse, die alle Leute vom Verdeck trieben.

Unsere Schaluppe nahm dann Besiz von diesem Fahrzeug, worinnen wir 56 Mann fanden, unter denen mehrere kayserliche Zollbediente waren. Die Ladung bestand in Taback, Zucker, Seide, Porzellan, Baumwolle, verschiedenen Kisten mit Säbeln und Kleidungs-Stücken, und war 3 bis 400,000 Livres werth. Alles dieß nahmen wir an Bord, bohrten die Barke in Grund, schickten die Gefangenen ans Land, und verliessen die Insel, die Tacasina hieß. Den andern Tag bekam das Schiff einen starken Leck, durch den das Wasser Armdick hereinstürzte. Diesem Unglück war nicht abzuhelfen; wir mußten daher unaufhörlich pumpen, und doch blieben immer 3—4 Fuß Wasser im Brunnen. Was die Gefahr noch grösser machte, war daß durch die stürmische See unsere Ladung so verschoben ward, daß sich das Schiff sehr stark auf die eine Seite neigte, und das Wasser über das Verdeck gieng. In dieser gefährlichen Lage erblickten wir Land; das Schiff richtete sich wieder ein wenig, und nun mußte alles pumpen. Während dieser Arbeit schickte ich Herrn Kutsnetschow ans Land, einen guten Anker-Plaz aufzusuchen; Er fand einen bequemen Hafen, und ich beschloß, nach demselben hinzusteuern. Da ich den Eingang sehr gefährlich fand, und der Wind sich zum Sturm neigte, gieng ich selbst mit 4 Mann in der Jölle, die wir in Japan erhalten hatten, voran. Nun entstand ein fürchterlicher Sturm, die See war ganz Schaum und das Schiff stand im Begriff unterzugehen. Um unser Unglück vollkommen zu machen, stieß die Jölle an einen Felsen und schlug um. Mit grosser Mühe erreichte ich schwimmend das Ufer der Insel, die Usmå Ligon hieß, und sank da entkräfte und sinnlos zu Boden. Nach 4 Stunden fanden mich

meine Gefärthen, brachten mich durch anhaltendes Reiben wieder zurecht, und stärkten mich mit der angenehmen Nachricht, daß das Schiff in einem sichern Hafen, und das Land bewohnt sey. Einige schlugen Zelte auf, und Andere brachten die Ladung des Schiffes ans Land, um dieses ausbessern zu können.

Nach kurzer Zeit zeigten sich zwey Insulaner, und überreichten mir ein Papier, worauf ich zu meiner grossen Freude lateinische Buchstaben erblickte. Es war von einem Portugiesischen Jesuiten Ignatio Salis, der als Missionar auf dieser Insel war, geschrieben, und enthielt eine Nachricht über den schnellen Fortgang seines Geschäftes bey den Insulanen. Er lobt sie als gute gesittete Leute, die die catholische Religion so lieb gewannen, daß im ersten Jahr 260 getauft wurden. Ich küßte das Papier ehrfurchtsvoll, und gab es den Indiern zurück, denen diese Ehrerbietung sehr gefiel. Hierauf entfernten sie sich, und ich untersuchte das Pelzwerk, das ich zu meinem grossen Leidwesen beynahe ganz verdorben fand. Bey Tages-Anbruch kamen 300 unbewafnete Insulaner, blos mit Sonnen-Schirmen in der Hand. Zwey Oberhäupter giengen voraus, reichten mir die Hände und machten ein Creuz. Hierauf gaben sie mir ein altes Brevier, das dem Missionar Salis gehört hatte, und das von 4 Männern auf einem Teppich getragen wurde. Ich küßte das Buch, um ihnen meine Ehrerbietung gegen den Jesuiten zu bezeugen, und befahl meinen Gefärthen ein Creuz zu hohlen. Sobald die Indier dieses sahen, fielen sie auf die Kniee, hoben die Hände gen Himmel und riefen: Hisas Christos. Ich ließ dann das Crucifix wegnehmen, und gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß uns Wohnungen und frische

Lebens=Mittel fehlten. Zu beydem waren sie uns gerne behülflich, indem sie uns Matten und Holz zu Hütten, Zimmerholz zu Ausbesserung unsers beschädigten Schiffes und einen Ueberfluß an Lebens=Mitteln zuschickten. Weil wir uns ihnen gar nicht verständlich machen konnten, befahl ich meinen Leuten, sich Worte aus der Sprache der Insulaner zu sammeln, und eine Art von Wörterbuch daraus zu machen. In kurzer Zeit hatten wir eine grosse Menge verschiedener Benennungen beysammen, durch die ich mich in manchen Stücken etwas verständlicher machen konnte. Den andern Tag besuchte mich ein vornehmer Insulaner, dem die übrigen die gröste Ehrfurcht bezeugten. Er trug einen Rock von himmelblauem Taffet, einen weiten seidenen Mantel, eine schwarze Schärfe und hölzerne mit Atlas überzogene Pantoffeln. Er kam herbey, gab mir freundlich die Hand und machte ein Creuz. Ich that das nemliche, und suchte ihm aus meiner Sammlung von Worten ein Compliment in der Landes=Sprache zusammenzusuchen. Er konnte sich nicht enthalten, über meine Verlegenheit zu lachen; und sezte mich in Erstaunen, da er in gebrochenem Portugiesischen zu mir sagte, daß er aus Tunkin gebürtig, und mit Vater Ignatio auf diese Insel gekommen sey, wo er nach dessen Absterben die Regenten=Stelle bekleide. Er machte mir eine so vortheilhafte Beschreibung von den Sitten der Einwohner und den Erzeugnissen der Insel, daß der lebhafteste Wunsch in mir entstand, mein Leben bey dieser gutmüthigen Menschen=Gattung zuzubringen. Wynbladth war gegen meine Erlaubniß ins Land gegangen, und hatte eine Menge Früchten bemerkt, z. B. Kokos=Nüsse, Pomeranzen, Zitronen, Ananas, Reiß, Mais, Melonen, Taruben, Erbsen

und andere Hülsenfrüchte; in den Gärten bemerkte er Bienen-Stöcke, Zuckerrohr, Taback und Baumwolle; und die Frauenzimmer verfertigten schöne seidene und baumwollene Zeuge. Ich erklärte dem Tunkinesen meinen Wunsch, auf dieser glücklichen Insel eine Kolonie anzulegen; worauf er mich versicherte, daß die Insulaner sich darüber freuen würden. Während dieses Gesprächs kam ein Haufe Eingebohrner herbey, denen Freund Niklas, so hieß der Tunkinese, meine Absicht kund that. Sie schienen darüber sehr vergnügt zu seyn, versprachen, ihre Ländereyen mit uns zu theilen, und ihren Ackerbau zu lehren, und ihre Töchter uns zu Frauen zu geben. Ich dankte ihnen für dieß Anerbieten, und versicherte, nach meiner Rückkunft von Europa Gebrauch davon zu machen, weil meine jezigen Gefährthen zur Anlegung einer Kolonie nicht tauglich wären. Hierauf fragten sie mich, warum wir nicht auf einen vertrauteren Fuß mit ihnen umgiengen, da sie uns doch alle Beweise ihrer Freundschaft gegeben? Ich antwortete: ich hätte gefürchtet, unser gutes Vernehmen möchte durch die Freyheiten, die sich meine Gefährthen bey ihren Frauenzimmer vielleicht herausnehmen könnten, gestört werden. Wenn's nur das ist, versezte Niklas, so lassen sie ihre Leute immerhin mit den Mädchen machen, was sie wollen, nur befehlen sie ihnen, die Frauen, die an ihrem Schleyer kenntlich sind, in Ruhe zu lassen. Ich erlaubte hierauf meinen Leuten, die Insel zu besuchen, empfahl ihnen aber aufs angelegentlichste Ruhe und Ordnung.

Den folgenden Tag begab ich mich in das nächste Dorf, das ungefähr aus 80 Häusern bestand, deren jedes einen Hofplaz, einen Garten und verschiedene

Nebengebäude hatte. Beym Eintritt in das Dorf begegnete mir Niklas, der mich nach seinem Hause führte, vor dem das ganze Volk sich versammelt hatte. Er bewirthete mich nebst meinen Gefärthen mit Thee, und ließ die Eingebohrne ihre Fertigkeit im Ringen, und einige junge Mädchen ihre Geschicklichkeit im Tanzen zeigen, bis das Essen aufgetragen war. Die Frauen aßen an einem besondern Plaz, Frauen und Männer aber wurden von Mädchen bedient. Nach verschiedenen Gesprächen machte mir endlich Niklas den Vorschlag, mir eines von ihren jungen Mädchen zur Frau auszusuchen, und drang so ernstlich in mich, daß ich erklärte, meine Wahl gleich zu treffen, die Heyrath aber bis zu meiner Rückkunft aufzuschieben. Bald darauf erschienen 7 Frauen mit verhülltem Gesicht. Jede führte ein junges Mädchen, das vom Kopf bis zum Fuß in weisse Seide mit einer blauen Schürze bekleidet war. Ihr Haar wallte los die Schultern herab, und war mit Blumen bestekt. Unter diesen sollte ich wählen, und der, auf die meine Wahl fiele, einen Schleyer, den mir Niklas zu dem Ende gab, über den Kopf werfen. Die Wahl war wirklich schwer, indem sich drey unter ihnen befanden, die den grösten Meisterstücken in der Natur den Preiß hätten streitig machen können. Einer unter diesen, Namens Tinto Volangta, warf ich endlich den Schleyer zu; worauf die übrigen anfiengen um die Gewählte herumzutanzen, und sie zu liebkosen. Alsdann wurde sie von ihren Gespielinnin unter Begleitung spielender Musikanten von Haus zu Haus geführt, um ihre Heyrath daselbst bekannt zu machen, und Geschenke abzuhohlen. Nach einigen Stunden kam meine Braut zurück, von ihrer Mutter und ihrem Grosvater, einem ehrwürdigen Grei-

sen, begleitet. Dieser umarmte mich, und die Mutter übergab mir ihre Tochter, und verschwand mit der übrigen Gesellschaft. Niklas sagte mir, daß ich jezt meine junge Frau nach seinem Hause führen müßte, und gieng selbst voran. An der Hausthüre verließ sie mich, und Niklas begleitete mich ins Lager. Unterwegs erzählte er mir, daß meine junge Frau die Tochter einer sehr andächtigen Christin sey, und fügte endlich bey, daß Osiniaro (Ignatio) selbst ihr Vater sey. Mit Anbruch der Nacht kam Volangta in Begleitung mehrerer anderer Mädchen in meine Hütte, wohin ich unsere Frauenzimmer, die von meinem Abendtheuer schon unterrichtet waren, zusammengebetten hatte, um gewissen Verlegenheiten zu entgehen. Ihre Begleiterinnen entfernten sich, und eine unserer Frauenzimmer, der die schöne Insulanerin sehr wohl gefiel, unterhielt sie mit Musik und Singen, bis sie einschlief. Den folgenden Morgen kam Niklas mit einem grossen Gefolge, um ein Bündniß mit mir zu schliessen. Ich machte mich anheischig, sobald als möglich mit einer Anzahl rechtschaffener Leute zurückzukommen; und die Insulaner versprachen dagegen, uns bis dahin einen Strich Landes urbar zu machen, und 200 Häuser für uns zu bauen. Ich gab ihnen alsdann ein Geschenk von kleiner Munition, das ihnen sehr wichtig war, und sie versahen uns mit einer Menge Lebensmittel aller Art. Die Volangta schikte ich den andern Tag mit einer Menge Geschenke aus der Japanischen Prise ihrer Mutter zurück, und meinen Freund Niklas beschenkte ich reichlich mit Pelzwerk. Fünfe von meinen Leuten entschlossen sich, auf der Insel zurückzubleiben; da ich sie von ihrem Vorsatz nicht abbringen konnte, vertheilte ich unsere Schiffsladung,

gab ihnen ihren Antheil, und empfahl sie der Liebe der Insulaner. Als ich an Bord gieng, folgte mir eine ungeheure Menge Insulaner, die durch ihre Thränen ein rührendes Schauspiel von zärtlichem Gefühl und gutem Herzen gaben. Wie sehr bedauerte ich, daß ich bey diesen guten Leuten nicht bleiben konnte, die noch frey von Europäischen Lastern nur sich zur Freude zu leben gewohnt sind!

9. Kap.

Abreise von der Insel Usmá Ligon — Fahrt nach der Insel Formosa — Gefecht mit den Insulanern.

Den 20sten August giengen wir unter Segel, und wurden von unsern guten Insulanern auf eine grosse Strecke begleitet. Unser Schiff war wieder in gutem Zustand, die ganze Gesellschaft gesund, und das Wetter schön, aber sehr heiß. Den zweyten Tag erblikten wir ein paar Holländische Schiffe, die gerade auf uns zusegelten. Ich ließ deshalb die Mannschaft unter das Gewehr treten, und stellte die besten Schützen auf die Mastkörbe. Als uns das eine Schiff bis auf einen Flinten-Schuß nahe gekommen war, schoß es eine Kugel nach uns ab, und rief uns zu, an Bord zu kommen, und unsere Papiere mitzubringen. Ich wunderte mich sehr über dieses unhöfliche Betragen des Holländischen Kapitains, antwortete ihm aber mit 4 Kanonen-Schüssen, und ließ ihm durch Musketen-Feuer von den Mastkörben sehr zusetzen. Er entfernte sich dann etwas von uns, um seinen Gefärthen zu erwarten; ich steuerte aber fort, ohne daß sie uns folgten.

Den 26sten entdekten wir die Insel Formosa, wo wir zu landen beschlossen. Ich schikte den Morgen darauf die Herren Kutsnetschow und Wynbladth mit dem

Kanoe und der Schaluppe und 16 Mann ans Land. Kutsnetschow untersuchte mit 10 Mann die Küste, und Wynbladth bewachte mit den übrigen die Boote. Am Land fanden sie einige Indier, denen sie zu verstehen gaben, daß sie Lebensmittel nöthig hätten. Sie führten sie in ein nahe gelegenes Dorf, und brachten ihnen gekochten Reiß, gebratenes Schweinefleisch und viele Zitronen und Pomeranzen. Nach und nach entdekten sie am Ende des Dorfs mehrere Haufen bewafneter Leute, und zogen sich daher mit ihrer Mannschaft zurück. Kaum hatten sie sich ein wenig vom Dorf entfernt, als sie mit grossem Geschrey und einem ganzen Hagel von Pfeilen empfangen wurden. Sie beantworteten diß mit einem so nachdrücklichen Feuer, daß mehrere Indier zu Boden gestrekt wurden, und die übrigen sich zurückzogen. Sie wollten eben einen neuen Angriff wagen, als ich vom Schiff eine Kanone abfeuern ließ, wodurch sie zurückgeschrekt wurden. Unsere Gefärthen erreichten nun glüklich das Ufer, wurden aber hier abermals von einem neuen Haufen Indianer angefallen; da ihnen Wynbladth von den Booten aus zu Hülfe kam, wurden viele Feinde erlegt, und fünfe gefangen mitgenommen. Weil mir mit einem Krieg mit den Indiern nichts gedient war, wollte ich die Insel verlassen; aber meine Gefärthen baten mich, in den Hafen hineinzusegeln. Ich ließ es mir gefallen, und schikte 28 Mann unter Anführung der Herren Baturin und Krustiew ans Land, wo ihnen gleich viele unbewafnete Indianer mit Zweigen entgegenkamen, und sich unsern Leuten zu Füssen warfen. Dieser friedliche Empfang bewog einen Theil der Mannschaft, gegen das ausdrückliche Verbott ihrer Befehlshaber, nach dem Dorf zu gehen. Sobald ich von dieser Unordnung Nachricht

bekam, gieng ich selbst mit 15 Mann ans Land, um sie, im Fall einer Treulosigkeit von Seiten der Insulaner, zu unterstützen. Kaum waren wir einige Schritte gegangen, als wir ein heftiges Feuern und grosses Geschrey hörten; und gleich darauf sahe ich meine Leute nackend und mit vielen Pfeilen im Körper, sich flüchten. Sie wurden von den Indiern verfolgt, und nur noch 7 waren bewafnet. Ich befahl, die Unbewafneten und Verwundeten nach den Booten zu bringen, und die Anstifter dieser Unordnung in Fesseln zu legen. Ich aber sezte mich mit meinen Leuten gegen die Feinde, und schlug sie zurück. Im nemlichen Augenblick kam Kutsnetschow mit frischer Mannschaft, verfolgte die Indier, und zündete ihr Dorf an. Die Insulaner verlohren über 200 Todte, und hatten viele Verwundete, die entflohen waren.

Nach diesem Gefecht hatten meine Leute, so wenig als ich, mehr Lust, länger an diesem Ort zu bleiben; wir segelten daher fort, und ankerten wenige Stunden nachher vor einer kleinen Bucht. Wir bemerkten zwey Kanoe, die auf uns zu ruderten, und uns zuwinkten, ihnen zu folgen. Sie führten uns in einen schönen Hafen, wo wir ganz nahe an der Küste ankerten. In kurzer Zeit erschien eine ungeheure Menge Indianer, die uns Federvieh, Reiß, Zucker-Rohr, Schweine u. s. w. für allerley Kleinigkeiten vertauschten. Weil ich übrigens nach dem gestrigen Vorfall diesen Leuten nicht trauen zu dörfen glaubte, hielt ich beständig 12 Mann unter den Waffen. Des Nachmittags kam ein grosser Hauffe Indier, mit einem halb Indisch- halb Europäisch-gekleideten Mann an ihrer Spize, der, wie wir bald erfuhren, ein Spanier von Manilla war, und Hieronymo Pachecco hieß. Er bot

mir sehr höflich sein Haus an, und versicherte, daß wir den Leuten dieses Districts gewiß trauen dürften, weil sie sehr gutherzig wären, und sich uns sehr verpflichtet hielten, weil wir ihre Feinde gestern gezüchtiget hätten. Er versprach uns in allem behülflich zu seyn, und so lang wir uns da aufhalten wollten, bey uns zu bleiben. Das erste, was wir nöthig hatten, war Wasser; er wies uns dazu eine herrliche Quelle, sezte aber bey, daß wir eine gute Bedeckung mitnehmen müßten, weil die dortigen Einwohner mit seinen Freunden Krieg führten. Ich trug Herrn Panow mit 12 Mann dieses Geschäft auf, rieth ihm aber, sehr auf seiner Hut zu seyn. — Während meine Gefärthen Wasser hohlten, erfuhr ich von dem Spanier, daß ein Theil der Insel Formosa unter der Herrschaft der Sineser stehe, der andere aber von unabhängigen wilden Nationen bewohnt sey. Er versicherte, daß die ganze Insel mit leichter Mühe erobert werden könnte, und foderte mich auf, diß auszuführen. Die angegebenen Umstände gefielen mir so wohl, daß ich wirklich den Entschluß faßte, nach meiner Rückkunft von Europa diesen Entwurf auszuführen. — Da unsere Leute zu lange nicht vom Wasserplaz zurückkamen, bath mich Hieronymo, ihnen Mannschaft nachzuschicken, weil ihnen ein Unfall begegnet seyn könnte. Ich beorderte Herrn Kutsnetschow, der dann nach einigen Stunden zurückkam, und einen Todten und mehrere Verwundete mit sich brachte. Er berichtete mir, daß, da an dem Wasserplaz keine Spur von Indianern zu sehen war, Panow sich mit seinen Gefärthen gebadet hätte. Kaum hätten sie aber ihre Kleider abgelegt, so seyen sie von den Indianern angegriffen worden. Johann Popow wurde getödtet, Panow und Loginow sehr

schwer, und die übrigen Alle etwas geringer verwundet. Sobald ich diesen tragischen Vorfall hörte, eilte ich zu meinem Freund Panow. Ich fand die ganze Gesellschaft um ihn versammelt, und hörte ihn sie ermahnen, daß sie mir gehorchen, und meine Treue und Sorgfalt für sie nicht mißkennen sollten. Jezt trat ich zu ihm. Er nahm alle seine Kräften zusammen, mir für meine bisherige Freundschaft zu danken, nahm dann aufs rührendste Abschied von mir, und gab bald darauf seinen Geist auf.

Nachdem Panow begraben war, das mit aller möglichen Feyerlichkeit geschah, meldete mir Hieronymo, daß seine Freunde ihre Nachbarn angreiffen würden, um die an uns verübte Treulosigkeit zu strafen. Meine Leute begeisterte augenbliklich der nemliche Entschluß, ihre Gefärthen zu rächen. Durch ein Ungefähr erschien zu gleicher Zeit ein Kanoe voll Feinde, das Hieronymo meinen Leuten zeigte. Wie Rasende sprangen sie, ohne meine Einwilligung abzuwarten, in ihre Boote, schossen gleich 13 nieder, und hängten alle übrigen an der Segelstange auf. Nun glaubte ich, würden sie sich zufrieden geben; sie bestanden aber darauf, sich noch nachdrücklicher zu rächen, und ich muste mich auf ihr dringendes Bitten entschliessen, ihr Anführer zu seyn. Der Angriff wurde auf den folgenden Morgen angesezt, wo uns der Spanier mit etlichen Hunderten seiner Indianer unterstützen wollte. Ich ankerte den nehmlichen Abend etwas näher bey der feindlichen Gegend, und schickte des Morgens früh 46 meiner Leute ans Land, wo sie sich mit Hieronymo verbanden. Nach einigen Stunden hörten wir ein starkes Musketenfeuer, und sahen bald darauf einen grossen

sen Haufen Indianer auf einen steilen Berg flüchten, wo unsere Schifskanonen eine schreckliche Niederlage unter ihm anrichteten. Diese unglückliche Menschen warfen sich auf die Kniee, worauf ich meinen Leuten befehlen ließ, nicht mehr zu morden, sondern sie gefangen zu nehmen. Die Anzahl der Getödeten belief sich auf 1156, und die der Gefangenen auf 643, die ich den Indiern überließ. Nach diesem Vorfall äußerte ich gegen Hieronymo den Wunsch, am Ufer ein Lager aufzuschlagen; er gestattete es nicht nur sehr gerne, sondern beorderte plözlich etwa 500 Indier, um uns Hütten zu errichten. Den folgenden Tag kam der Bamini oder General des indianischen Fürsten in Begleitung vieler indianischen Soldaten, dankte mir für die Züchtigung, die ich dem Feinde seines Herrn angethan, und bath mich, meine Abreise bis zur Ankunft desselben, der mich selbst besuchen wollte, aufzuschieben. Ich ließ mir dieß um so lieber gefallen, da ich aus dieser Unterredung viele Vortheile für meine künftige Niederlassung auf Formosa hoffte. Der Bamini lud mich hierauf zum Essen zu sich, und bath mich nach diesem, einige Kanonenschüsse thun zu lassen. Ich ließ gleich auf 500 Schritt weit ein Brett zum Ziel sezen, richtete die Kanonen selbst, und die Kugel schlug durch zum großen Erstaunen der Indianer.

Abends gieng die Nachricht ein, daß Huapo der Fürst des Landes bald kommen werde; der Bamini richtete deswegen ein Lager ein, und ich traf Anstalten zu einem Feuerwerk. Den andern Morgen rückte Huapo mit sehr grossem Gefolge zu Fuß und zu Pferd in das von dem General eingerichtete Lager ein, und ich schickte ihm einige meiner Leute entgegen. Gegen Mittag

ließ er mich zu sich bitten, empfieng mich mit der ausgezeichnetsten Höflichkeit, und fügte hinzu, er zweifle nicht, daß ich der von dem Propheten verkündigte fremde Held sey, der die Formoser vom Sinesischen Joch befreyen würde. Dieser Eingang stimmte meine Saiten höher: ich bestätigte ihn in seiner Meynung, und erklärte ihm, daß ich ein großer Fürst sey, der blos gekommen wäre, die Lage der Formoser zu untersuchen, und sie in eine glückliche Unabhängigkeit zu sezen. Der Fürst schien sehr zufrieden mit meiner Versicherung zu seyn, und lud mich mit meinen Gefährten zum Mittagessen. Nach Tisch wollte er unser Lager besuchen, wo ich vorher schon zu einem feyerlichen Empfang Befehle gegeben hatte. Sobald man uns herbeykommen sahe, fieng die Kanonade an, wobey der erschrockene Fürst beynahe gleiches Schicksaal mit seinen Officieren gehabt hätte, die größtentheils von den scheugewordenen Pferden abgeworfen wurden. Der lermvolle Empfang gefiel ihm so wohl, daß er mir vertraulich die Hand gab, und blos in Begleitung einiger Officiere mit mir nach meinem Zelt gieng. Hier erzehlte er mir sein Verhältniß gegen die benachbarte Fürsten und entwickelte seine Gründe zum Krieg gegen die Sineser, woran Eitelkeit nicht wenig Theil hatte. Gerne würde ich seine Neigung zum Krieg benuzt haben, wenn ich nicht den vesten Entschluß gefaßt hätte, nach Europa vor allen Dingen zu gehen; übrigens nahm ich mir vor, alles anzuwenden, um mich seiner Freundschaft zu versichern. Von dem Lager aus gieng er auf das Schiff, besichtigte alles, und bezeugte seinen Beyfall über das Feuerwerk, das ich jezt losgehen ließ. Er schenkte mir hierauf seinen Säbel mit dem Gehenke zum Zeichen, daß er die Gewalt über sein Heer mit mir theile.

Nachdem sich der Fürst entfernt hatte, bestimmte ich Geschenke für ihn, die in 2 Kanonen, 30 Musketen, 6 Fässern Schießpulver, 200 eisernen Kugeln und 50 Pfund Lunten bestanden. Er kam den andern Tag nur von einigen Vertrauten begleitet zu mir, bezeugte große Freude über die erhaltenen Geschenke, und äußerte dann folgende Fragen: ob ich nicht einige meiner Leute bis zu meiner Rükkunft bey ihm lassen und ihm eine Anzahl mit Musketen bewafneter Männer, die sich zugleich auch aufs grobe Geschüz verstånden, mitbringen, und Schiffe mit Kanonen anschaffen könnte? was ein solcher Transport kosten würde? ferner: ob ich ihm gegen eine gewisse Summe Geldes und gegen Verwilligung anderer Vortheile, auf einem Zug gegen seine Feinde beystehen wollte? und endlich, ob ich die Provinz Hanangsin mit allen Städten und Einwohnern annehmen wollte unter der Bedingung, daß ich ihn mit Europäern unterstüzte, bis er die Sineser aus seinem Staat vertrieben hätte? Ich antwortete: daß ich ihm keine Leute zurücklassen aber gegen eine Summe Geldes, die ich ihm bestimmte, das Geforderte mitbringen könnte; auf seinem Kriegszug gegen seine Feinde wollte ich ihn ohne weitere Belohnung begleiten, als was er etwa meinen Gefährten geben wollte; und die Provinz Hanangsin wollte ich unter den vorgelegten Bedingungen annehmen. Der Fürst hörte meine Antworten mit der größten Aufmerksamkeit an, und schlug mir zur Bestätigung unsers Vertrags einen gegenseitigen Eid vor, den wir dann auch nach der Sitte des Landes einander leisteten. Hierauf umarmte er mich, und hieß mich seinen Bruder.

Nach dieser Unterredung ließ er einen vollständigen Anzug nach Landesart herbeybringen, womit ich mich

bekleiden mußte: und so begaben wir uns in sein Lager, wo wir mit den grösten Ehrenbezeugungen empfangen wurden. Er wiederholte hier seine Bitte, daß ich ihn auf seinem Kriegszuge begleiten möchte, und erzehlte, daß Hapuasingo, der Herr eines benachbarten Districktes, der mit den Sinesern im Bunde stünde, ihm um geringfügiger Ursachen willen den Krieg angekündiget, und ihn gezwungen hätte, eine große Summe an ihn zu bezahlen. Als er sich alles dieses hätte gefallen lassen, habe der sinesische Statthalter noch eine Entschädigung verlangt, weil er seine Truppen zur Unterstüzung des Hapuasingos hätte marschieren lassen müssen, und ihm eine seiner schönsten Provinzen weggenommen. Diese wünschte er nun wieder zu erobern. Ich versprach ihm allen möglichen Beystand, und verlangte blos den Tag des Aufbruchs zu wissen, um mich in Bereitschaft zu sezen. Er bezeugte eine außerordentliche Freude über meine Bereitwilligkeit und bestimmte mir den zweyten Tag. — Als ich nach unserm Lager zurückgekommen war, stellte ich meinen Gefährten die Vortheile vor, die uns dieser Zug bringen würde; alle erklärten ihre Freude darüber und keiner wollte zurückbleiben. Ich ließ daher durchs Loß 40 Mann bestimmen, die gegen die Feinde des Huapo zu Felde ziehen sollten. Herrn Krustiew übergab ich das Kommando über das Schiff; Kuznetschow befehligte den linken Flügel, Wynblath den rechten, und ich nebst Stephanow das Zentrum. Der Fürst schickte Pferde für uns und für unser Geschüz, das in 4 Drehbassen bestand. Wir marschirten zwey Tage, ohne daß wir den Feind bemerkten; Huapo aber blieb immer hinter uns mit seinen Leuten, weil seine Mannschaft mit Lebensmitteln beladen war, und deshalb nicht so schnell

fortrücken konnte. Den dritten Tag früh Morgens bemerkte Hieronymo, der mir den Weg weisen mußte, 30 bis 40 feindliche Reuter. Ich war mit 6 meiner Gefährten vor den andern voraus, rückte aber doch mit ihnen auf die Feinde an; diese wollten uns aber nicht bemerken, bis sie hofften, uns erreichen zu können. Dann kehrten sie plözlich um, und kamen mit den Lanzen in der Hand in vollem Sprung auf uns zu. Ihre Wuth ward durch die erste Salve aus unserm Gewehr abgekühlt; sie kehrten um, und wir machten zwey Gefangene, die verwundet vom Pferd gefallen waren. Von diesem erfuhren wir, daß wir das Hauptheer bald zu Gesicht bekommen würden, und von der Hauptstadt nur noch 6 Stunden entfernt wären. Ich wartete daher, biß die übrigen meiner Leute zu mir gestossen waren, und nahm dann meine Lage so, daß wir unsere Drehbassen an einem vortheilhaften Ort aufpflanzen konnten. Gegen Mittag bemerkten wir gegen 100 Reuter, die uns recognoscirten; um sie desto dreuster zu machen, ließ ich sie ruhig herbeykommen. Gleich nach diesem kamen mehrere Haufen Reuter von andern Seiten her, und endlich ein Korps Truppen von zehn bis zwölftausend Mann. Ich ließ sie ungestört heranrücken, aber alles zu einem anhaltenden Feuer in Bereitschaft halten. Auf einmal fiel der ganze Haufe auf uns los: ich empfieng sie aber so derb, daß auf die ersten Salven gegen 200 auf dem Plaz blieben. Dessen ungeachtet wagten sie einen zweyten heftigen Angriff, wurden aber auch jezt wieder genöthiget, sich mit großem Verlust zurückzuziehen. Ich verfolgte sie, bis mich die Nacht nöthigte, Halt zu machen.

Während wir dieses Geschäft abzuthun hatten, kam der Prinz mit seinen Leuten herbey, und billigte meinen

Vorschlag, die Feinde ungesäumt anzugreifen. Ehe der Tag anbrach, hatten wir sie gezwungen, Zufluchtsorte zu suchen. Die Meisten warfen sich in die Stadt; die Truppen des Huapo, aufgemuntert durch unsere Tapferkeit, griffen sie an, wurden aber so weit zurückgetrieben, bis wir uns wieder mit ihnen vereinigten. Um die Flucht des Hapuasingo zu verhüten, schickte ich ein Commando nach der gegenüberliegenden Seite der Stadt ab, die von uns noch nicht besezt war. Ehe eine Stunde vergangen war, kamen meine Leute zurück, und brachten den Hapuasingo mit vier von seinen Frauen gefangen mit sich. Dieser Umstand entschied den ganzen Krieg. Der gefangene Fürst versprach alle Bedingungen des Huapo einzugehen, wenn man ihm und seiner Familie das Leben schenken würde. Ich fand dieß sehr billig, nnd übergab ihn dem Huapo. Dieser bezeugte eine unmäsige Freude über unser Kriegsglück, und überhäufte mich mit Lobsprüchen. Ich eröfnete ihm nun meinen Entschluß zurückzugehen, und meine Reise fortzusezen, da der Krieg geendiget wäre. Er wandte alles an, mich zum Aufschub meiner Abreise zu vermögen; da er aber sahe, daß ich fest auf meinem Entschluß beharrte, nahm er mit gerührtem Herzen Abschied von uns, und schikte uns zum gemeinschaftlichen Geschenk einige schöne Perlen, 8 Quintalen Silber und 12 Pfund Gold, mir aber besonders ein Kästchen mit 100 Goldstücken, die zusammen 13¼ Pfund wogen. Dagegen ließ ich ihm den grösten Theil der zu diesem Kriegszug gebrauchten Artillerie zurück. Der General mußte uns mit 120 Reutern begleiten, um für unsern Unterhalt zu sorgen; und wir wurden auch wirklich überall mit der äussersten Achtung und Freundlichkeit aufgenommen und bewirthet.

Den 8ten Sept. kamen wir endlich ganz abgemattet in unserm Lager an, wo ich alles in der besten Ordnung fand. Um meinen Gefärthen einen Beweis meiner Freygebigkeit zu geben, vertheilte ich alles erhaltene Gold und Silber nach dem Gewicht unter sie, und meinen vertrauten Freunden und den Frauenzimmern die Perlen und das mir besonders geschenkte Kästchen voll Gold. Als meine Gefärthen hörten, daß ich gar nichts für mich behalten hätte, erbot sich jeder, mir die Helfte seines Antheils zu überlassen; ich schlug es aber aus, unter dem Versprechen, mich im Nothfall an sie zu wenden. Diß Betragen erwarb mir in einem solchen Grad ihre völlige Zuneigung, daß ich deutlich überzeugt wurde, um wie viel mehr oft eine grosmüthige Handlung mehr als die rührendsten Reden wirket.

Nachdem die Gesellschaft auseinander gegangen war, wandten meine vertrautesten Freunde alles an, mich zu bereden, auf der Insel Formosa zu bleiben. Sie stellten mir die glükliche Lage und treflichen Produkte der Insel vor, die vortheilhaften Umstände, deren wir uns jezt für unsere Niederlassung bedienen könnten, und die Grösse der Macht und des Glüks, zu der wir uns in kurzer Zeit emporschwingen würden. Allen diesen dringenden Gründen wußte ich nichts als den sehnlichen Wunsch, meine Gattin und das wahrscheinlich von ihr gebohrne Kind zu umarmen, entgegenzusetzen; und diesen Beweggrund unterstüzte ich noch mit dem, daß wir zur Anpflanzung einer blühenden Kolonie der Hülfe irgend einer Europäischen Macht bedürften, die wir durch Briefe nicht so sehr als durch mündliche Unterredung in unser Interesse würden ziehen können.

Sie billigten meinen Entschluß, und ich machte Anstalten zur Abreise.

10. Kap.

Abreise von der Insel Formosa — Landung im Hafen von Tanasoa — Ankunft auf Makao — Begebenheiten daselbst — Abreise nach Europa.

Den 12ten Sept. verliessen wir die Insel Formosa, wo wir so viele Freude und Ehre genossen, und uns so schöne Außichten auf die Zukunft geöfnet hatten. Um uns dieser auf die Zukunft zu versichern, suchte ich den Hieronymo durch Geschenke noch mehr an unser Interesse zu ketten, und gab ihm gewisse Anweisungen, wie er sich fernerhin in Rücksicht auf uns gegen den Fürsten zu verhalten hätte. Stefanow hatte sich in die Insel und in eine ihrer Einwohnerinnen so verliebt, daß er um Erlaubniß bat, daselbst zurückbleiben zu dürfen. Da ihm aber die ganze Gesellschaft die Erlaubniß dazu verweigerte, weil er durch seinen bösartigen Charakter unserm Vorhaben und Ansehen bey den Insulanern schaden könnte, wollte er sich aus Verzweiflung ins Meer stürzen, und betrug sich so, daß ich ihn auf einige Zeit mußte einsperren lassen.

Den 15ten kamen wir an der Küste von Sina vorbey. Wir trafen da eine Menge Fischer-Boote an, kauften ihnen ihren ganzen Vorrath von Fischen ab, und überredten einen Sinesen, uns um 100 Piaster nach Makao zu lotsen.

Den 16ten Sept. liefen wir in dem Hafen von Tanasoa ein, nnd begrüßten das Schloß, dem wir gerade gegenüber vor Anker giengen, mit drey Schüssen. Man dankte uns mit der nemlichen Anzahl, und bald darauf kam ein Mandarin mit einem Dollmetscher, der mich um mein Vaterland und die Absicht meiner Reise fragte. Ich erzählte ihm kurz meine Geschichte und Absichten, und gab ihm ein Geschenk von Pelzwerk,

wofür er mir die Erlaubniß, Lebensmittel zu kaufen, ertheilte. Er machte mir ein Gegengeschenk von einem Porzellan-Service, zwey Kisten Thee, 6 Kühen, 12 Schweinen und vielem Geflügel, und ließ mich wissen, daß er, aber in gröster Stille, mehr Pelzwerk von mir zu kaufen wünschte. Ich schikte ihm daher 150 Biber- und 200 Zobel-Felle, und erhielt dafür 6800 Piaster. Hier hatte ich neue Ursache, den Verlust meines Pelzwerks zu bedauern.

Den 20sten Sept. erblikten wir das Fort auf der Insel Macao und die Portugiesische Flagge darauf, begrüßten es mit 12 Kanonen-Schüssen, und liefen in den Hafen ein. Gleich darauf machte ich dem Gouverneur, Herrn von Saldagea, meine Aufwartung, erzählte ihm meine Unfälle und die Art meiner Befreyung, und erhielt die Erlaubniß, mir und meinen Leuten Häuser in der Stadt zu errichten, bis sich eine günstige Gelegenheit nach Europa zu kommen, für uns fände. Der Gouverneur hatte so viele Gefälligkeit für mich, mir den für mein Zimmer nöthigen Hausrath aus seinem Hause zu schicken, und mich öfters zu Gast zu laden. Gewöhnlich traf ich bey ihm eine Menge von Geistlichen an, die sich von dem Augenblick unserer Ankunft an alle Mühe gaben, meine Gefährten zur katholischen Religion zu bekehren. Meinen Leuten gestattete ich alle Freyheit; diese misbrauchten sie aber aus Freude, frische Lebensmittel zu finden, so, daß in wenigen Tagen 16 starben. Weil ich hier den Rest meines Pelzwerkes am besten anzubringen glaubte, verkaufte ich es durch Hülfe eines Dominikaners Zunitta. Es bestund noch in 480 Biberfellen, 500 Zobeln, und 80 Duzend Hermelinen; und dafür erhielt ich 28440 Piaster, eine Summe, womit wir kaum unsern Auf-

enthalt in Makao bestreiten konnten. Den 25sten starb die gute Aphanasia. Mit Geduld fand sie sich in alle Mühseligkeiten und Leiden, die unsere Reise mit sich brachte, und betrug sich immer so, daß mir ihr Herz und ihr Verstand gleich ehrwürdig war. Ihr Tod betrübte mich herzlich, und das um so mehr, da ihre Verbindung mit dem jungen Popow, dem ich meinen Familiennamen beygelegt hatte, gestört ward. Ruhe über ihrer Asche, und wohl denen, die sich mehr durch Vernunft als Leidenschaft leiten lassen!

Die Stadt machte mir ein Geschenk von 1000 Piastern in Gold, von 42 Stücken blauem Tuch und 12 Stücken schwarzem Atlas, um mich zu bewegen, eine Abschrift von meinem Tagbuch in ihrem Archiv niederzulegen. Ich würde meinem Vortheil zu sehr geschadet haben, wenn ich meine ganze Handschrift mitgetheilt hätte; ich versprach daher blos einen historischen Auszug davon. Ein gleiches Begehren äußerte wenige Tage nachher ein gewisser Kapitain Gohr im Dienste der Englischen Gesellschaft, und versprach mir eine ehrenvolle Bedienstung bey ihr und eine freye Fahrt nach Europa, wenn ich ihr alle meine Handschriften überliefern, und meine Entdeckung sonst niemand mittheilen wollte. Ich wieß den Antrag damit ab, daß ich nicht nur für mich, sondern auch für alle meine Gefährten Bedienungen oder Schadloshaltung fordere. Herr Gohr entfernte sich mit sichtbarem Misvergnügen über meine Forderungen, und nahm Herrn Kepsanow mit sich; woraus ich sicher auf neue Unannehmlichkeiten schliessen konnte. Nach wenigen Tagen machten andere Kaufleute aus der englischen Kompagnie das nemliche Begehren an mich, und zeigten mir eine von dem Englischen Rath in Kanton unterschriebene Voll-

macht, mir 15000 Guineen für meine Papiere anzubieten, und wegen der Bedienstung beliebige Bedingungen einzugehen. Ich versprach mich zu allem zu verstehen, wenn man bey Ueberlieferung meiner Papiere mir einen Gehalt von 4000 Pf., der auf meine Kinder nach meinem Tod fiele; ferner jedem Offizier einen von 100, und jedem meiner übrigen Gefährten von 30 Pf. Sterling aussezte, und noch hinlängliche Unterstüzung verspräche, um Pflanzstädte über Sina hinaus anzulegen. Die Abgeordneten fanden diese Foderungen zu gros, und suchten nun meine Leute zu gewinnen und zur Erreichung ihrer Absichten zu gebrauchen. Stephanow versprach ihnen zuerst seine Dienste und machte sich anheischig, ihnen meine Papiere für 5000 Pfund in die Hände zu spielen. Als ich dieß erfuhr, nahm ich sie, ohne daß es meine Gefährten merkten, aus meinem Kasten, und gab sie dem Bischof von Mitelopolis in Verwahrung.

Den 15ten October ließ ich alle meine Gefährten zusammen kommen, und erklärte ihnen, daß, da einige mit mir unzufrieden zu seyn schienen, ich jedem die Erlaubniß hiemit ertheilen wolle, sein Glück zu suchen, wo er es für gut fände; meine Schuld gegen sie hofte ich durch das, was ich auf Formosa unter sie ausgetheilt hätte, völlig abgetragen zu haben. Kaum hatte ich ausgeredet, so warf mir Stephanow vor, ich wollte der Gesellschaft ihren Antheil an den Vortheilen entziehen, die ich jezt einzuerndten im Begriff wäre, und bey meiner Uneigennüzigkeit in Vertheilung der Geschenke des Huapo hätte ich blos die Absicht gehabt, sie in wichtigern Dingen zu überlisten. Er forderte dann meine Gefährten auf, ihm zu folgen; und mir meine Papiere mit Gewalt wegzunehmen. Daß Stefanow

zu einer solchen Gewaltthätigkeit sich entschliessen konnte, wunderte mich nicht; aber höchst kränkend war es mir, daß auch Wynbladth, mein ehmaliger Major, und bisheriger treuester Gefährte meiner Schiksale, sich zu Stefanows Parthey schlug. Sie liesen sich durch keine Vorstellungen zurechtweisen, sondern giengen ihrer eilf nach meinem Quartier, und nahmen die Kiste weg, worinn sie die Papiere vermutheten. Ich eilte mit 20 Mann nach Stefanows Quartier, und brach die Thüre auf, da er sie nicht gutwillig öfnen wollte. So wie ich hereintrat, schoß er eine Pistole nach mir ab, weswegen ich ihn festnehmen, und enge einsperren ließ. Wynbladth hatte sich mit Pistolen und einem Säbel bewafnet in einen Garten am Haus geflüchtet; da er aber um der hohen Mauer willen keine Ausflucht finden konnte, und durch heftigen Regen und Hunger sehr mitgenommen wurde, bath er um Verzeihung, und ergab sich an zwey meiner Leute, die ich als Wache vor den Eingang des Gartens gestellt hatte. Um vor ähnlichen Auftritten auf die Zukunft desto sicherer zu seyn, hielt ich für nöthig, diese beyden, Stefanow und Wynbladth, von der Gesellschaft zu trennen, und ließ sie auf Erlaubniß des Gouverneurs aufs Schloß in Verhaft setzen. Ein paar Tage nach diesem Auftritt wurde ich von einem heftigen Fieber heimgesucht, das beynahe 4 Wochen anhielt. Der Gouverneur hatte die Freundschaft, mir in seinem Schloß ein Zimmer anzubieten; und während dieser Zeit übergab ich Herrn Kutsnetschow das Kommando über die Gesellschaft. Nach meiner Krankheit durchsuchte ich meine Kiste, und fand, daß verschiedene Sachen, die ich auf meinen Reisen gesammelt hatte, daraus verschwunden waren. Ich erfuhr bald,

daß Stefanow und Wynbladth alles für 1500 Piaster an einen Juden verkauft hätten, obgleich die Perlen allein, die sich darunter befanden, fünfmal so viel werth waren.

Den 10ten Dec. eröfnete ich meinen Gefärthen den Entschluß, auf zwey Französischen Schiffen nach Europa zu gehen. Sie erklärten sich, mir in Allem zu folgen; ich schloß daher mit Herrn de St. Hilaire, einem Kapitain in Diensten der Französisch-Ostindischen Kompagnie, den Vertrag, mich nebst meinen Gefärthen um 115,000 Livres nach l'Orient in Frankreich auf zwey Schiffen zu bringen. Wynbladth entließ ich auf sein reuiges Bitten aus dem Verhaft, und versprach ihn mitzunehmen; Stefanow'n aber zahlte ich 4000 Piaster aus, und ließ ihn laufen. Er ließ sich alsdann mit den Holländern ein, die ihn gerne aufnahmen, in der Hoffnung, Licht über unsere Reise von ihm zu erhalten, und ihn nach Batavia schikten. Ich verkaufte hierauf unser Schiff an einen Portugiesischen Kaufmann um 9000 Piaster; den Schiffs- und Kriegs-Vorrath aber behielt der Gouverneur.

Nachdem ich meine Schulden getilgt hatte, wodurch meine ganze Habseligkeit aufgezehrt wurde, reißten wir den 14. Januar 1772. von Makao ab, und wurden auf 3 Sampanen nach der Mündung des Taju gebracht, wo wir die französischen Schiffe, die von Kanton kommen, und uns an Bord nehmen sollten, erwarteten. Sie trafen den 22sten Januar ein, und brachten uns den 16ten Merz nach Isle de France, ohne daß uns etwas Merkwürdiges zugestossen wäre. Der Gouverneur daselbst, Ritter de Roche empfieng mich mit militairischen Ehrenbezeugungen, nahm mich in sein Haus auf, und lieh mir eine Summe Geldes

auf die Reise. Den 4ten April verliessen wir die Insel, und giengen den 12ten bey Madagascar vor Anker. Nach einigen Nachrichten, die mir vom Gouverneur zu Isle de France waren mitgetheilt worden, wünschte ich mir eine genauere Kenntniß dieser schönen und grossen Insel zu verschaffen; zum Unglük dauerte aber unser Aufenthalt daselbst nur zwey Tage.

Wir segelten den 14ten April von hier ab, kamen den 27sten ums Vorgebürg der guten Hoffnung, und erreichten endlich den 18ten Julius die Insel St. Croix. Gleich bey meiner Ankunft schikte ich einen Offizier an den königlichen Befehlshaber zu Port Louis. Er erlaubte mir und meinen Leuten, dort Quartier zu nehmen, empfieng mich mit ausgezeichneter Höflichkeit, und schikte einen Eilboten mit einem Paquet von mir an den Herzog von Aiguillon. Den 2ten August erhielt ich von diesem eine Einladung nach Champagna zu ihm zu kommen. Ich machte mich gleich auf den Weg, und wurde mit vieler Güte von ihm empfangen. Er bot mir ein Infanterie-Regiment an, das ich auch unter der Bedingung annahm, daß man mich zur Anlegung einer Kolonie jenseits des Vorgebürgs der guten Hoffnung gebrauchen sollte. Bald darauf hatte ich die Freude, meinen Oheim, den Grafen von Beniow, Befehlshaber des Schlosses und der Stadt Bar, Kommandeur des St. Lazarus-Ordens und des Ludwigs-Ordens Ritter aufzufinden. Durch seine Hülfe und des Königs Gnade gelang es mir, meine Gattin aus Ungarn hohlen zu lassen, die auch nach einem Jahr anlangte. Sie hatte während meiner Abwesenheit einen Sohn zur Welt gebracht, der aber starb, gerade als mein Eilbote bey ihr ankam.

11. Kap.

Plan der Niederlassung auf Madagascar — Vorschrift an die Regierung von Isle de France deswegen — Ankunft des Grafen auf Madagascar — Bündniß — Feindseligkeiten — Versöhnung mit den Madagassen.

Den 15ten Sept. 1772. eröfnete mir der See-Minister, Herr von Boines, daß der König gesonnen sey, unter meiner Aufsicht eine beträchtliche Niederlassung auf der Insel Madagascar anzulegen, wobey Se. Majestät hauptsächlich die Absicht hätten, daß von da aus die Inseln de France und Bourbon mit Lebensmitteln versorgt, neue Handlungs-Zweige eröfnet, und die bey künftigen Kriegen in Ostindien erforderlichen Truppen unterstüzt werden könnten. Ich ließ mir diesen Vorschlag gefallen, erklärte aber, daß ich zur Sicherheit dieser Unternehmung, die schon mehrmals versucht worden, und immer verunglükt sey, gleich Anfangs eine hinreichende Anzahl Truppen, und in der Folge eine beständige Unterstützung nöthig habe. Der Minister willigte augenblicklich in meinen Vorschlag, übernahm die Besorgung alles dessen, was zu meinem Unternehmen nöthig war, und brachte es dahin, daß mir der König das Kommando über 1200 Mann anvertrauen wollte. Ich stellte vor, daß diese Anzahl für jezt zu groß sey, da man nicht durch Gewalt sondern durch liebreiche Behandlung die Zuneigung der Einwohner gewinnen müßte, und bath mir daher nur 300 Mann aus. Ich warb nun meine Korps, das in kurzer Zeit vollzählig war, und während dieser Zeit sollte der erste Kommissair der See-Angelegenheiten einen Entwurf zu der neuen Niederlassung entwerfen. Da man mit diesem nicht zufrieden war, gab mir der Minister selbst den Auftrag, einen auszufertigen, und zu-

gleich alles, was ich dazu erforderlich glaubte, aufzuzeichnen. Ich that diß, und der Minister versprach, die Sache dahin einzuleiten, daß alles meinen Absichten gemäß verwilliget würde. Den 19ten Merz 1773. erhielt ich endlich einen Brief, worinn mir die Absichten des Königs eröfnet wurden, und die Absicht eines andern an die Befehlshaber auf Isle de France, Herrn von Ternay und Maillart, woraus ich sahe, daß ich der Gnade dieser leztern fast völlig überlassen war. Ich machte bey dem Minister mehrmals vergebliche Vorstellungen darüber, brachte es aber endlich durch die Verwendung des Herzogs von Aiguillon dahin, daß die Briefe an die Befehlshaber auf Isle de France geändert, und mir noch mehr, als ich verlangt hatte, verwilliget wurde. Die Befehle an diese Befehlshaber giengen ihrem wesentlichen Innhalt nach dahin:

„Dem Baron v. Benjowsky sey der Auftrag gegeben worden, eine Niederlassung auf Madagascar zu errichten, wozu er auf der Insel den ihm schicklichst scheinenden Platz nach Gutdünken wählen könne. Der Haupt-Zweck sey, sich mit den dortigen Fürsten Verbindungen zu schaffen, durch diese einen Tauschhandel in Gang zu bringen, und dadurch dem Nachtheil abzuhelfen, der aus dem Einkauf um baares Geld entstünde. Man habe zu dem Ende dem Herrn von Benjowsky ein Korps Truppen, das aus lauter jungen ausgesuchten Leuten von verschiedenen Handwerken bestehe, anvertraut, und den Postillon, ein leichtes Fahrzeug unter unter dem Befehl des Herrn Saunier zum willkührlichen Gebrauch überlassen. Da der König mir einen Wundarzt ernannt, solle diesem Herr Maillart einen Gehülfen beygeben;

Zudem sey Herr von Maisonville dem Herrn von Benjowsky als Unter=Kommissair zugegeben, und für einen Rechnungsführer, Vorraths=Schreiber und Feldgeistlichen habe Herr Maillart zu sorgen. Ferner soll Herr von Ternay dem Herrn von Benjowsky Rekruten geben, und ihm zu seiner Vertheidigung 12 Kanonen, 6 Zwölfpfünder, 4 Achtpfünder, 6 Drehbassen, zwey kleine Mörser mit ihren Bomben, 500 Granaten, 3 Fässer Schießpulver, ein Faß grobes Pulver, 500 Pfund Schwefel, eben so viel Salpeter, 4000 Pfund Bley und Kugel=Formen, wenn die Magazine alles diß abgeben können, liefern. Wenn es möglich sey, sollen ihm auch noch andere auf Madagascar gangbare Waaren, Musketen, Pistolen, Hacken, Nägel, eiserne Stangen, Kupfer u. s. w. und eine vollständige Tischlers= und Zimmermanns=Geräthschaft überliefert werden. — Da die Truppen gerade zur schlimmen Jahrszeit zu Madagascar ankommen werden, so solle für ihren Unterhalt während der Zeit, da kein Verkehr mit Isle de France statt finde, gesorgt werden. Herr Maillart soll also dem Rechnungsführer eine hinreichende Summe für sechsmonatlichen Sold einhändigen, und den Vorraths=Schreiber mit Wein, Brandewein, Mehl, ungesalzenem Fleisch auf eben so lange Zeit versehen. Privat=Handel=Schiffe sollen sich der Gegend, wo die Niederlassung angelegt werde, nicht nähern, sondern blos die Schiffe, die zur Abhohlung der für königliche Rechnung gekauften Waaren, und des Zug=Viehs dahin geschikt werden; aber auch die Befehlshaber dieser Fahrzeuge sollen nicht für sich Handlung treiben. Herrn Mai=

sonville, der die Aufsicht über alle Handlungs-Geschäfte für königliche Rechnung erhalten, solle ein sicherer Mann und zwey Dollmetscher zugesellet werden, die zugleich bey den Unterhandlungen mit den Oberhäuptern der Insel gebraucht werden können.

Ueberhaupt werde den Befehlshabern auf Isle de France die genaueste Sorgfalt bey der Auswahl dieser Leute, und die gröste Thätigkeit zur Unterstützung der ganzen Unternehmung aufs dringendste um so mehr empfohlen, da Isle de France selbst sehr dabey gewinnen würde, wenn durch den beständigen Aufenthalt der Franzosen auf Madagascar die Einwohner gesitteter, und zum Gebrauch unserer Produkte und Arbeiten gewöhnt würden. „

Diß war der Innhalt des mir von dem Minister Herrn von Boines an die Oberhäupter von Isle de France, Maillart und Ternay, mitgegebenen Briefes; mir aber ward aufgetragen, nicht nur mit diesen Herrn einen Briefwechsel zu unterhalten, sondern auch dem See-Minister umständliche Nachricht von dem Fortgang der ganzen Unternehmung zu geben.

Als ich mich vom Minister beurlaubt hatte, begab ich mich nach l'Orient, und gieng auf dem Schiff, die Marquise de Marbonuf, an Bord, mit dem ich Isle de France den 22ten Sept. erreichte. Ich fand hier schon einen Theil meiner Truppen, die übrigen warteten noch zu l'Orient auf Schiffe. — Da ich von dem Gouverneur, Herrn von Ternay, vermöge meiner Instruktion die nöthige Unterstützung forderte, versprach er mir zwar in allem, was die Einrichtung meines Korps und die Auslieferung des Paquetboots, der Postillon, betreffe, seine Pflicht zu thun, wies mich aber wegen der übrigen Forderungen an Herrn

Maillart, als Aufseher der Schatzkammer. Ich gieng zu diesem, und erstaunte, da er ohne Rückhalt äusserte, daß er sich sehr wundere, wie der Hof sich in solches Unternehmen habe einlassen können, das, wenn es gelänge, alle Kaufleute auf Isle de France an Bettelstab bringen müsse. Er wolle jedoch sehen, was er thun könne, bis er bestimmte Befehle vom Hof habe, dem er alle Schwürigkeiten vorstellen werde. So traf also meine schon in Frankreich gefaßte Besorgniß, der Willkühr einer eifersüchtigen Parthey Preis gegeben zu werden, ein, und eben dieser Eifersucht war gewiß nachher der ganze unglükliche Erfolg beyzumessen.

Da Herr Maisonville, der mich als Unter-Kommissair begleiten sollte, sich nach Madagascar zu gehen weigerte, so ward von Herrn Maillart ein gewisser Vahis, ein bekannter Betrüger, mit dem Beysatz: daß er nach Madagascar gut genug sey, an seine Stelle gesezt. Da mich auch dieser Vorfall in meiner Meynung bestätigte, daß mich die Oberhäupter auf Isle de France nie nach ihren Pflichten unterstützen würden, entschloß ich mich, auf ein trauriges Ohngefähr nach Madagascar zu gehen, und dort die mir versprochene unmittelbare Hülfe von Frankreich zu erwarten. Ich schikte daher den 7. Dec. den Schifslieutenant, Herrn Sauvier mit dem Postillon und 30 Mann nach Madagascar ab, um vorläufige Erkundigungen vom Land und seinen Einwohnern einzuziehen. Von der Rhede schrieb er mir, Herr Maillart habe ihm die nöthigsten Bedürfnisse, selbst den Brandewein versagt, und nur wenige Kleinigkeiten verabfolgen lassen. Ich beklagte mich deswegen bey Herrn Maillart, der mir aber ins Gesicht erklärte, daß er das ganze Unternehmen für

einen unüberlegten Entwurf eines Abentheuerers halte, und es daher mehr zu hindern als zu fördern suchen werde. Ich verließ ihn, ohne ein Wort zu sagen, und gab dem Minister mit einem Schiff, das eben nach Frankreich gieng, von der Lage der Sachen Nachricht. Wenige Tage nach diesem Auftritt ließ Herr Maillart mich zu sich kommen, bath mich wegen unsers bisherigen Mißverständnisses um Verzeihung, und versprach mich so viel als möglich zu unterstützen: er hielt aber schlecht Wort. Endlich war der Rest meiner Truppen auf Isle de France angekommen; ich verlangte daher Schiffe zu meinem Transport, und einige nothwendige Geräthschaften, Arzneyen, Wein-Eßig und 3 Filtrir-Steine, um damit das schlammige Wasser auf Madagascar zu reinigen. Ich erhielt von dem Gouverneur das nothwendige Geschütz, und den zu meiner Abreise nöthigen Kriegs-Vorrath, und zu meinem Transport erwartete man das Schiff le des Forges täglich von Bourbon. Herr Maillart aber bedaurte sehr, daß er nur einen kleinen Vorrath von Handlungs-Waaren mir mitgeben könne; Eßig und Filtrir-Steine seyen gar nicht vorhanden, er wolle aber beydes nachschicken, und wenn er sie von Kaufleuten kaufen sollte; doch brachte ich es dahin, daß er statt des Betrügers Vahis einen andern Vorraths-Schreiber, Namens Senan, ernannte.

Den 1sten Januar 1774. erhielt ich Nachricht von Madagascar, daß mein Kommando, das ich vorausgeschikt hatte, kaum auf 3 Monathe Lebensmittel habe, und mit den Oberhäuptern der Eingebornen schon in Feindseligkeiten verwickelt worden sey; weswegen ich sobald möglich dahin kommen solle. Ich ließ einen Theil meiner Leute als krank zurück, mehrere waren

zum Ausreissen verleitet worden, und selbst einige Offiziere stellten sich krank, da man äusserst nachtheilige und boshafte Anmerkungen über unser ganzes Unternehmen machte. Ich erfuhr sogar, daß man Abgeordnete an Hyavi einen Fürsten auf Madagascar geschikt hatte, um ihn gegen mich zu warnen, indem meine Absicht dahin gienge, den dortigen Einwohnern ihr Eigenthum zu nehmen, und sie zu unterjochen. Den 2ten Februar segelten wir endlich von Isle de France ab, und lieffen am 14ten glüklich in den Meerbusen von Antongil auf Madagascar ein. Als ich ans Land kam, fand ich mehrere Oberhäupter der Eingebornen, die zu meinem grossen Vergnügen viel Freude über meine Ankunft äusserten. Mit desto grösserem Schmerz erblickte ich dagegen die traurige Lage meiner Leute. Da sie nichts hatten, wodurch sie die Hülfe der Schwarzen hätten erkaufen können, mußten sie alle Arbeit selbst verrichten, und entkräfteten sich dadurch in dem heissen Lande aufs äusserste. Der Befehlshaber und Wundarzt waren krank und ohne Arzney; sie hatten kein Vorrathshaus, keine Baraken und kein Hospital, und mußten gegen die Anfälle der Eingebornen Tag und Nacht Wache halten. Das erste war, daß ich diese zu gewinnen suchte; ich brachte sie auch bald dahin, daß sie mir einige Hütten verkauften, wohin ich meine Truppen einquartierte, bis die nöthigen Gebäude aufgeführt werden konnten. Auf dem Schiff, das uns auf die Insel gebracht hatte, fand ich zu meinem Erstaunen beynahe nichts von allem dem, was Herr Maillart versprochen hatte; ich mußte daher die nöthigsten Bedürfnisse vom Kapitain kaufen, und ihm einen Wechsel von 14500 Livres auf mich selbst ausstellen, da er keine Anweisung auf den König annehmen

wollte. Auf den 1sten Merz lud ich die Oberhäupter der Provinz Antimaroa nach Louisburg, dem Ort unserer Niederlassung, zu einer Unterredung ein, um sie so viel möglich auf meine Seite zu bringen. Sie erschienen, 28 an der Zahl, und unter einer Bedeckung von ungefähr 2000 Bewafneten. Ich erklärte ihnen durch einen Dollmetscher die Absicht des Königes, die Einwohner von Madagascar in seinen Schutz zu nehmen. Er wolle daher eine Niederlassung anlegen, um sie gegen ihre Feinde vertheidigen, und beständig ein Waaren-Lager halten zu können, wo sie Zeuge, Brandewein, Pulver, Kugeln, Flinten-Steine und andere Waaren für die Erzeugnisse ihres Landes eintauschen könnten. Der König verlange von ihrer Seite blos, daß sie ein Freundschafts-Bündniß mit mir schlössen, und mir Plaz zu einer Niederlässung überliessen, den wir ihnen abzukaufen bereit seyen; auch möchten sie uns erlauben, nahe an der Quelle des Flusses Tingballe Vorrathshäuser und ein Hospital zu bauen, und sich anheischig machen, alles, was zur Niederlassung gehört, zu vertheidigen. Kaum war meine Rede geendiget, so erhuben sie ein allgemeines Freuden-Geschrey, und bewilligten bis auf das Land am Fluß Tingballe, worüber sie noch berathschlagen wollten, alles unter der Bedingung, keine Vestungen zu bauen. Dieser Vertrag ward durch Eide bestätiget, worauf ein Gastmal folgte, bey dem ich ein Faß Brandewein unter sie vertheilte.

Den 3ten Merz schikte ich Herrn von Saunier am Bord des Postillons nach Foul-Pointe, um die Privatleute dort zu vertreiben, welche die Eingebornen gegen uns einzunehmen suchten, und zugleich dem dortigen König Hyavi Geschenke zu bringen, und ihm

meine Hülfe gegen seine Feinde anzubieten. Die Schwarzen verlezten ihren mir geleisteten Eid bald, und grifen des Nachts meine Schildwachen an, wurden aber so empfangen, daß sie mit Verlust mehrerer flohen. Um diese Zwistigkeiten zu verhindern, schlug ich den Oberhäuptern der Dörfer, die zunächst an diesen Niederlassungsort grenzten, vor, mir ihre Häuser zu verkaufen. Sie willigten ein, verliessen sie, und ich ließ sie dann niederreissen; dadurch ward ich Herr der ganzen Landspitze. Die Schwarzen gaben dem ohngeachtet ihre feindselige Absichten gegen uns nicht auf, und suchten uns, wie mir eine freye Negerin meldete, durch die Lebensmittel, die sie an uns verkauften, zu vergiften. Ich verboth, etwas von ihnen zu kaufen, und zwang einen, selbst davon zu essen, wovon er plözlich todt zur Erde fiel. Die übrigen flohen.

Den Tag darauf verlangte ein Oberhaupt, Silolaut, mich in einem Holz zu sprechen. Da ich in Erfahrung brachte, daß er mit einem andern Oberhaupt von Saphierbay sich verschworen habe, mich im Holz mit seinen Leuten zu überfallen und umzubringen, schikte ich gleich zwey Offiziere mit 50 Mann und zwey Feldstücken ab. Auf deren Annäherung flohen sie, und verlohren mehrere. Zwey Tage nach dieser Begebenheit brachte mir eine Negerin die Nachricht, daß eben diese beyden Oberhäupter sich mit einem dritten, dem Fürsten Kaul, gegen uns verbunden hätten. Um ihnen zuvorzukommen, schikte ich meinen Major mit 60 Mann des Nachts auf Booten gegen sie ab; diese überfielen die Feinde, jagten sie in die Wälder, steckten ihr Dorf in Brand, und vernichteten ihre Arbeiten. Dieser Zug verschafte uns Ruhe. Wenige Tage nach dieser Begebenheit schikten mir 6 Provinzen Abgeordne-

te, aus Freude über die Niederlage ihrer Feinde, brachten Geschenke, und boten mir einen Freundschafts-Eid an. Die Eingebornen aus Saphierbay bathen um Frieden, den ich ihnen unter der Bedingung versprach, wenn sie den verrätherischen Kaul nicht weiter für ihr Oberhaupt erkennen wollten. Wenige Tage nachher kamen sie in grosser Menge mit der Nachricht, daß sie Kaul abgesezt hätten; worauf ich ihnen Frieden versprach und Geschenke austheilte. Bald darauf kamen auch einige Oberhäupter von Angonzie, bothen mir ihre Freundschaft an, und bathen, eine Handlung bey ihnen einzurichten, welches ich versprach.

Als ich die Gegend einmal durchreiste, entdekte ich an einem Berge Kupfer-Erz; ich gebot allen, es unangerührt zu lassen, und gab dem Minister Nachricht davon.

Den 1sten Apr. Nachts fand ich, bey Untersuchung der Posten, daß sieben von meinen Leuten fort waren. Sie wurden wieder eingeholt, und gestanden, daß 50 Gemeine nebst 2 Offizieren ihnen zu folgen im Sinn gehabt hätten; ich ließ daher die Verbrecher plözlich einziehen und Kriegsrath über sie halten, wo mehrere zur Spißruthenstrafe und die andere zur Arbeit verurtheilt wurden. Den Tag darauf kam der Postillon von Foulpointe zurück, und berichtete, daß Hyavi, troz aller Aufhezungen der Privat-Kaufleute, meine Freundschaft wünsche, und mich bitten lasse, einen Posten bey ihm anzulegen. Gleiches begehrten auch die Oberhäupter von St. Marie. Beyden bewilligte ich ihr Gesuch.

12. Kap.

Anlegung einer Niederlassung im Fluß Tingballe — Krankheit des Grafen und vieler Anderer — Abschaffung des Gebrauchs, Kinder auszusetzen — Kabalen des Ober-Kaufmanns des Aßises.

Den 28sten wurde mir der Tod unsers Vorraths-Schreibers, Senan, gemeldet; da ich viele Unordnung in seinen Rechnungen vermuthete, ließ ich gleich sein Schreib-Pult und die Magazine versigeln. Mein Verdacht bestätigte sich nachher auch nur zu sehr, indem er gar kein Verzeichniß der Ausgaben und Einnahme hinterließ. Um der vortheilhaften Verkehr zu beschleunigen, den ich an der westlichen Küste zu errichten wünschte, schikte ich Herrn Mayeur mit gehöriger Mannschaft ab, mit dem Auftrag, diesen Entwurf auszuführen, bey der Quelle des Flusses Tingballe eine Niederlassung zu errichten, gegen Angonave über, dem ersten Dorf der Seklarer, ein Fort zu erbauen, Freundschafts-Bündnisse mit den Oberhäuptern der innern Gegenden des Landes zu schliessen, die besten Handlungs-Zweige, die Sitten, Macht, Neigungen der Einwohner und das Klima der Gegend zu beobachten, die zur Fortschaffung der Waaren tauglichsten Wege aufzusuchen, und überhaupt alles zu unserem Besten zu thun, was die Umstände mit sich brächten.

Den 30sten kam die königliche Korvette, le Necessaire, unter dem Herrn Korbi hier an, und brachte die auf Isle de France krank zurükgebliebene, den Hauptmann von Sanglier nebst 20 Mann, einigen Schreibern und verschiedenen Leuten mit, die sich auf der Insel niederlassen wollten. Unsere damalige Lage war äusserst traurig, da verschiedene meiner Offiziere

krank oder mit Kommandos abwesend waren. Unsere Magazine waren schlecht versehen, und wurden noch schlechter verwaltet. In unsern Krankenhäusern hatten wir nur wenig Arzneyen, und keinen geschickten Wundarzt, der meinen durch Hize und Strapazen ermatteten Leuten hätte zu Hülfe kommen können. Mit Ungeduld wartete ich auf die Erfüllung des Versprechens, das mir Herr Maillart gethan hatte; aber wir schienen vergessen oder vielmehr verlassen zu seyn. Ich selbst mußte bey den Kranken die Stelle eines Wundarztes vertreten; wurde aber selbst bald von einem heftigen Fieber ergriffen. So lang ich auch ihm zu widerstehen suchte, mußte ich mich doch endlich auf die von unserer Niederlassung nicht weit entfernte Insel Aiguillon begeben, um mit mehr Ruhe eine bessere Luft zu geniessen.

Die Veränderung der Luft verschafte mir bald Erleichterung, daß ich wieder nach meiner in Louisburg zurückgelassenen Familie sehen konnte. Ich fänd meine Frau gleichfalls im Fieber, ließ ihr mit zitternder Hand zu Ader, und rettete ihr dadurch das Leben. Kurz nachher erkrankten und starben der Obristleutenant Marin und 15 Gemeine. Dieser grosse Verlust, und die noch grössere Furcht für die Zukunft, bewogen mich, meinen Offizieren den Vorschlag zu thun, tiefer im Land eine gesündere Gegend für uns aufzusuchen. Sie billigten es allgemein und gleich den folgenden Tag machte sich Herr v. Maringni auf den Weg, um am Ufer des Tingballes eine Anhöhe zu suchen. Den 8ten Junius kam er zurück mit der Nachricht, daß er eine anmuthige Gegend, von den Einwohnern die Gesundheitsebene genannt, entdeckt habe, die ihm zur Versezung der Niederlassung sehr geschickt schiene, da sie von

weitem Umfang und durch einen Berg gedeckt sey, der sich zur Anlegung eines Forts sehr gut schickte, aus dem man den Fluß und eine grosse Strecke Landes bestreichen könnte. Diese Entdeckung war mir sehr angenehm; ich schickte daher gleich ein kleines Kommando dahin ab, und Herrn Korbi mit einer Anzahl Arbeiter, um so schnell als möglich Wohnungen für uns aufzuführen. Den 22sten erhielt ich Nachricht von Herrn Mayeur, daß es ihm geglückt sey, sich einen Weg bis in die Provinz Antaguie zu bahnen, daß er aber hier von den Oberhäuptern der Provinz verhindert werde, weiter vorzudringen. Ich schickte ihm sogleich eine Unterstüzung von 16 meiner Leute und 24 freyen Schwarzen, die ich im Sold hatte, zu. Unser Zustand wurde immer elender, und verleitete endlich einige von Sclavern verführte Oberhäupter, ihren uns geschwornen Freundschaftseid zu brechen. Ich erfuhr dieß zum Glück durch andere mir zugethane Oberhäupter, und ließ ihr Lager unvermuthet des Nachts von meinen Leuten angreifen, die, so schwach sie auch waren, die Feinde doch völlig in Flucht schlugen. Da die mir von Isle de France aus verheissene Unterstüzung so lange ausblieb, machte ich abermals die dringendste Vorstellungen, daß man mir doch einige Fahrzeuge, Leute, Mehl, Brandtwein, und Handlungswaaren schicken möchte, und versprach, dagegen 900,000 Pf. Reis und 300 Ochsen zu liefern. Zugleich verlangte ich die Bezahlung von 96,166 Livres, die ich der Kasse auf Madagaskar, auf Verlangen der Aufseher dieser Kasse vorgeschossen hätte, wofür Lebensmittel, Arzneyen und notwendige Kaufmannsgüter angeschaft worden wären, weil im Vorrathshause nichts davon vorhanden gewesen. Aber alle diese noch so dringende Vorstellun-

gen blieben ohne Wirkung. Meine traurige Lage ward nach und nach noch trauriger durch den Tod meines einzigen Sohnes, und des braven Majors von Marigni, der durch seine vorher schon geleisteten Dienste das Ludwigscreuz erhalten hatte. Alle diese traurige Vorfälle, deren immer einer auf den andern folgte, schwächten meine Gesundheit, die ohnedieß seit meiner lezten Krankheit nie ganz hergestellt worden war, von Tag zu Tag mehr, daß ich mich endlich gezwungen sahe, mich nach der Gesundheitsebene bringen zu lassen. Da das Stackwerk zu Louisburg, unserm bisherigen Aufenthalt, von schlechtem Holz und zu weitläuftig war, um es gehörig bewachen zu können, so hatte ich ein kleines Fort, das ich Fort Louis nannte, ausführen lassen. Hier ließ ich den Oberlieutenant von Vienne mit 56 Mann zur Besazung, und begab mich mit 30 Wiedergenesenden nach der Gesundheitsebene, wo ich mich bald wieder erhohlte. Auf einem benachbarten Berge ließ ich ein Fort anlegen, genannt Fort August; auch eröfnete ich einen Markt zum Einkauf von Reiß, Holz und Vieh, der nach Wunsch von statten gieng.

Da unsere Lage durch die Treulosigkeit der Befehlshaber auf Isle de France immer mislicher zu werden anfieng, indem sie neben dem, daß sie uns nicht unterstüzten, auch noch die Einwohner zu Madagascar durch besonders dazu gedungene Leute gegen uns aufzuhezen suchten, und ich sorgen mußte, diese möchten sich unsere Schwäche zu Nuze machen, so schloß ich ein Bündniß mit unsern Freunden, daß sie im Nothfall uns mit 1200 Mann unterstüzen sollten. Da ich auf meiner Reise nach Louisburg den Fluß herabfuhr, errettete ich drey Kinder, die eben ersäuft werden sollten, vermöge einer grausamen aber sehr alten Gewohnheit,

auf Madagascar, nach der die an gewissen für unglücklich gehaltenen Tagen, oder mit Gebrechen gebohrne Kinder gleich nach der Geburt umgebracht werden. Nach meiner Ankunft in Louisburg rief ich die Oberhäupter einiger Provinzen zusammen, stellte ihnen die Grausamkeit vor, mit der sie gegen ihre eigene Kinder aus blossen Vorurtheilen verfuhren, und brachte es dahin, daß sie mir eidlich versprachen, diese grausame Gewohnheit zu unterlassen. Nach einiger Zeit liessen mich die Frauen verschiedener Provinzen, denen meine Menschlichkeit gefiel, weil die natürliche Zärtlichkeit für ihre Kinder stärker in ihnen wirkte, als die Macht der Vorurtheile, bitten, über dem Gesez der Erhaltung der unglücklichen Kinder zu halten. Sie lagen mir zugleich sehr an, meine Frau, die ich ihrer schlechten Gesundheit wegen nach Isle de France geschickt hatte, zurükkommen zu lassen, um ihren Eid, da die Sache Frauen zunächst angehe, in ihre Hände ablegen zu können. Mich freute dieser Vorschlag; ich ließ daher meine Frau zurükkommen, und viele Weiber schwuren ihr die Erhaltung ihrer Kinder zu, und machten unter sich aus, daß die Eidbrüchigen als Sklaven verkauft werden sollen.

Den 12ten September erfuhr ich, daß die Saphierbayer mit den Schwarzen aus den südlichen Provinzen ein Bündniß gegen mich geschlossen hätten. deßwegen schickte Hiavi, der mir zuerst von dieser Verschwörung Nachricht ertheilte, 120 Bewafnete, zu meiner Unterstüzung, und versprach, daß in kurzem ein grösseres Korps nachkommen solle. Zu gleicher Zeit schickten auch die Oberhäupter von St. Maria Abgeordnete mit beynahe 600 Bewafneten, um mich gegen den Anfall meiner Feinde zu vertheidigen. Da die Saphier-

bayer dieß erfuhren, standen sie von ihrem Vorhaben ab, und entschlossen sich, ihr Land zu verlassen. So leicht es mir jezt gewesen wäre, die ganze Nation zu unterdrücken, so hielt ich doch in meiner schwächlichen Lage Nachgiebigkeit und Freundlichkeit für ein weit besseres Mittel, sie zu gewinnen. Ich ließ ihnen daher Vergebung und Friede zusichern, wann sie aufrichtige Reue bezeugten. Sie kamen, und versprachen mir Treue, Freundschaft und Unterstüzung, wenn ich sie forderte. Um aber doch ähnlichen Verbindungen so viel möglich vorzubeugen, ward in einer allgemeinen Versammlung der Oberhäupter, die ich zusammenrief, beschlossen, daß alle Oberhäupter, die eine geheime Zusammenkunft halten würden, aus ihren Dörfern gejagt, ihre Ländereyen zum Besten der Niederlassung eingezogen, und ihre Angehörigen zur Sklaverey verdammt werden sollen. Die Saphierbayer mußten bey dieser Gelegenheit eine Strafe von 20 Ochsen bezahlen.

Den 20sten kam ein Schiff unter Herrn Auger im Hafen an, der mir von Herrn Maillart den Befehl brachte 300,000 Pfund Reiß nach Isle de France zu schicken. Allein da ich vom Kapitain erfuhr, daß er den Reiß von Herrn Maillart für seine eigene Rechnung, den Zentner zu 16 Livres gekauft hätte, um ihn nach dem Vorgebürg der guten Hoffnung zu bringen; so schlug ich es ab, ihn zu liefern, da ich ihn auf der Stelle für 22 Livres verkaufen konnte. Herr Auger bat mich alsdann, ihm den Belauf in Sklaven zu geben, wozu ich mich um so gerner verstand, weil sie in meiner gegenwärtigen Lage leicht hätten davon laufen können. Mit dem nemlichen Schiff erhielt ich einen Brief von Herrn von Ternay und Maillart, worinn sie mir zu meinem großen Vergnügen meldeten, daß sie

mir einen Vorrathsschreiber und mehrere andere Verwaltungsbediente schickten, und daß nächstens Herr Des Assises als Oberkaufmann nach Louisburg mit der Belle Poule kommen würde, die uns zugleich Vorrath mitbringen sollte. Diese Herrn waren kaum ein paar Tage bey uns, so überliessen sie sich schon solchen zügellosen, mit Gewaltthätigkeit verbundenen Ausschweifungen, daß ich sie ins Gefängniß werfen ließ, und Herrn Maillart Nachricht davon gab.

Den 1ten Octbr. 1774 erhielt ich von meinen Leuten in Manasar, die Nachricht, daß die Sambariven nichts sehnlicher wünschten, als unsere Freundschaft, und bereit wären, ihre Gebürge zu verlassen, und das Land det Saphierbayer zu bewohnen, von wo aus sie uns mit 4000 Mann in Kriegszeiten unterstüzen könnten. Da ich mich durch diesen Antrag in den Stand gesezt sahe, einen Krieg mit den Saphierbayern zu führen, der beynahe unvermeidlich war; so errichtete ich gleich einen Posten bey dieser freundlichen Nation. Hierauf begab ich mich nach der Ebene, wo die Herren Mayeur und Korvi, die ich nach Westen auf Entdeckungen ausgeschickt hatte, zusammentreffen mußten. Ich erfuhr von ihnen, daß die Einwohner der innern Gegenden der Insel einen großen Reichthum an Ochsen, Baumwolle, Ebenholz und Gummigut besässen, und sehr für uns eingenommen wären; übrigens dürften sie um unserer Entfernung und geringen Anzahl willen es nicht wagen, sich öffentlich für uns zu erklären, und ihre Verbindungen mit andern Nationen aufzuheben.

Den 7ten kam die Fregatte Belle Poule von Isle de France an, brachte Herrn des Assises und einen Brief von Herrn Ternay und Maillart mit, worinn ich benachrichtiget wurde, daß jener aus der Schazkam-

mer zu Isle de France eine hinlängliche Summe erhalten hätte, um mein Korps auf mehr als ein ganzes Jahr zu bezahlen. Ich forderte von H. des Assises diese Summe, und erhielt zur Antwort, daß er sogar kein Geld aus der Schazkammer erhalten, daß er vielmehr aus seiner Tasche die zum Einkauf der nothwendigsten Waaren erforderlichen Gelder hergeschossen habe. Um nun meinen Leuten ihren Sold bezahlen zu können, mußte ich mich abermals an den Beutel meiner Freunde wenden. Herr des Assises war kaum angekommen, so zeigte er schon, weß Geistes Kind er sey. Er ließ gleich einige Oberhäupter heimlich zusammen kommen, versicherte sie, daß er nach Madagascar geschickt wäre, um Aufsicht über mein Betragen zu führen; sie sollten sich also nur an ihn wenden, wenn sie über mich zu klagen hätten. Ich erfuhr dieses Subordinationswidrige Verfahren, und begnügte mich, es ihm blos zu verweisen. Als ich bald darauf in eine heftige Krankheit fiel, die mir wenige Hoffnung zur Wiedergenesung ließ, wandte sich H. des Assises an meine Offiziere, und erklärte ihnen, daß, da mein Leben in Gefahr stünde, er nach bestimmten Befehlen von H. Maillart, alle meine Sachen und Schriften in Verwahrung nehmen müßte; sie sollen ihm daher dazu behülflich seyn. Meine Offiziere weigerten sich dieß zu thun, und zeigten mir den Vorfall an. Da ich mich wieder ein wenig erhohlt hatte, ließ ich H. des Assises vor mich kommen, und machte ihm ernstliche Vorwürfe darüber; er behauptete aber in Gegenwart meiner Offiziere, daß er alles bisherige auf bestimmte Befehle von H. Maillart gethan habe. Er überreichte mir zugleich seine Anweisung, wovon ich gleich eine Abschrift, an den Minister

schickte. Bey diesem ließ er es noch nicht bewenden; sondern streute sogar aus, daß ich bald von Madagascar würde abgerufen werden, und erklärte öffentlich, daß er mich nicht für seinen Vorgesezten erkenne, und daß er die Arbeiter, die ich zur Aufführung nothwendiger Festungswerke brauchte, nicht bezahle. Diese Verläumdungen und boshafte Streiche entfernten die Arbeiter von ihrem Geschäft, sezten die Offiziere in Furcht, bey der Ankunft eines neuen Gouverneurs die Früchte ihrer vielen Mühseligkeiten und Aufopferungen verlohren und mit Undank belohnt zu sehen, und verleiteten die Oberhäupter der Madagassen zum Mistrauen gegen mich. Alle diese Umstände bewogen mich, meine Offiziere zusammen zu rufen, und mit ihnen zu überlegen, was in dieser mislichen Lage zu thun sey. Sie beschlossen einmüthig, den für die ganze Niederlassung so schädlichen Menschen in Verhaft zu nehmen, und Herrn Aumont an seine Stelle zu sezen. Dieß geschahe gleich. In seinem Gefängniß, das ihm durch eine schändliche Krankheit, die er sich durch Ausschweifungen zugezogen hatte, noch lästiger wurde, bat er um mein Mitleiden und um seine Befreyung. Ich verwilligte ihm diese und sogar die Einsezung in sein Amt unter der Bedingung, wenn er vor einer Versammlung der Oberhäupter der Madagassen öffentlich erklären wollte, daß er alles, was bisher geschehen sey, auf Anstiften einer Parthey auf Isle de France gethan habe, die den glücklichen Zustand beneidete, in den Madagascar unter meiner Anführung gewiß kommen werde. Er willigte gerne in diesen Vorschlag, den ich bald darauf ausführte.

Den 11ten brachte die Brigantine le Coureur 13 Handwerker, 6 Soldaten, und zwei Reisende von Isle de France. Und dann schickte ich mehrere Kommandos auf genauere Untersuchung verschiedener Gegenden der Insel aus. Sie kamen nach einiger Zeit wieder zurück, und berichteten mir, daß die von ihnen durchreißte Gegenden eine Menge der schönsten, durch Flüsse gewässerten Ebenen enthielten, die Zucker, Indigo, Baumwolle, Kaffee, Taback und andere Erzeugnisse im Ueberfluß lieferten.

13. Kap.

Der Graf wird für einen Abkömmling von königlichem Stamm der Sambariven erklärt; stiftet Frieden zwischen Hiavi und seinen Feinden — Glücklicher Feldzug gegen die Saphierbayer und Seklaver.

Den 1sten Januar 1775. benachrichtigte mich das Oberhaupt der Saphierbayer, Kaul, insgeheim, daß Simanongu, Oberhaupt der Seklaver sich mit dem König von Bojana zum Krieg gegen uns verbunden, und auch mehrere Saphierbayer auf seine Seite gezogen habe. Ich ließ meine Verlegenheit über diese wichtige Nachricht nicht merken, denn die Seklavern konnten allein 40000 Mann ins Feld stellen, sondern befahl blos die öffenllichen Arbeiten desto eifriger zu betreiben. Nach wenigen Tagen kamen Abgeordnete von den Sambariven, und boten mir 200 junge Leute als Freywillige an. Ich nahm sie an, und bildete eine regelmäßige Kompagnie aus ihnen; Auch versprachen sie 5000 Mann zum Krieg gegen die Seklaver zu schicken. Die feindseligen Absichten dieses Volks bestätigte bald eine andere Nachricht, daß Maserton, ein nicht weit von unserer Niederlassung wohnendes Oberhaupt, sich mit den

Seklavern verbunden hätte, mich zu ermorden. Ich gieng auf diese Nachricht mit einigen andern Oberhäuptern unvermuthet zu ihm, und hielt ihm seine Treulosigkeit vor. Er gestand sein Verbrechen, und wurde von seinen Unterthanen fortgejagt.

Nun ereignete sich eine Geschichte, die eben so sonderbar war, als sie wichtig für mich hätte werden können. Eine alte Negerin Susanna, die ich von Isle de France mitgebracht hatte, sagte aus, daß Ramini Larison, die Tochter des Rohandriers am Pansacabe gewiß meine Mutter sey. Diese Aussage veranlaßte die Sambariven zu verschiedenen Zusammenkünften, um mich für den Erben des Ramini zu erklären, und mir die Provinz Manansar nebst dem Titel Ampansacabe zu überlassen, welches das erste Oberhaupt der Nation bedeutet; ein Titul, der seit dem Tod des Ramini Larison erloschen war. Zu gleicher Zeit wurde auch durch einen alten Mann in der Provinz Manansar die Prophezeyung verbreitet, daß der Insel eine allgemeine Regierungsveränderung bevorstehe, indem ein Abkömmling des Ramini die Stadt Palmyre wieder aufbauen würde. Ich erfuhr zugleich, daß diese Prophezeyung unter dem Volk viele Unruhen verursacht, und dieses beschlossen habe, Abgeordnete an mich zu schicken, und wenn sich die Sage bestätigte, mich mitzubringen, um sie zu regieren. Dieser Umstand erregte in mir den Entwurf, diese brave Nation gesitteter zu machen, und ihre Regierung auf einen freyen und dauerhaften Fuß zu sezen. Ihre Lage und Anzahl nebst dem vortreflichen Boden und Klima machten sie äußerst wichtig. Ich gab deswegen Herrn Korbi, der sich wirklich in dieser Provinz befand, Anweisung wegen der

Antworten, die er den Eingebohrnen in dieser Sache geben soll. Auch sprach ich noch am nemlichen Tage mit der Susanna, die sich mir zu Füssen warf, und betheurte, daß nicht allein meine Aehnlichkeit mit meiner Mutter sie überzeugte, sondern daß auch der Zanhansar ihr im Traum eingegeben hätte, das Geheimniß bekannt zu machen. Ich sagte ihr, daß ich zwar Ursachen hätte, für jezt meine Abkunft noch geheim zu halten, erlaubte ihr aber, mit ihren vertrauten Freunden davon zu sprechen.

Den 11ten Februar kamen zwey Oberhäupter der Saphierbayer, und erklärten mir, daß sie nicht zugeben könnten, daß ich mit den Sambariven, ihren Feinden, in einem Bündniß stehe; wenn ich also darauf beharre, so wollen sie sich für die Seklaver erklären, weil sie nicht in der geringsten Verbindung mit den Sambariven stehen wollen. Diese Erklärung brachte mich mit Recht so auf, daß ich ihnen befahl, mir augenblicklich aus den Augen zu gehen. Sie waren kaum fort, als Kaul, der mich von den Kabalen der Seklaver zuerst benachrichtiget hatte, zu mir kam, mich seiner aufrichtigen Freundschaft versicherte, und mir seinen Sohn zum Geisel gab. Er entdeckte mir dabey, daß die Widersetzung der Saphierbayrischen Oberhäupter hauptsächlich von Maherton herrühre: seine Vorfahren hätten Theil an dem Mord der Familie des Ramini Larison gehabt, und dann verschiedene Districte von Antimaroa an sich gerissen; diese fordern jezt die Sambariven zurück, da sich ein rechtmäßiger Abkömmling von Ramini gefunden habe. Daß man mich für diesen Abkömmling halte, schien er noch nicht zu wissen, und ich fand auch nicht für nöthig, ihn davon zu benachrichtigen. Er erklärte hierauf, daß er mich

gerne mit seiner ganzen Macht unterstützen würde; stellte mir aber vor, wie sehr er mit seiner Familie der Wuth der aufgebrachten Oberhäupter ausgesezt seyn würde, wenn wir etwa einmal unsere Niederlassung aufgäben. Ueberzeugt von der Triftigkeit dieser Gründe, gestattete ich ihm, neutral zu bleiben. Ich begab mich alsdann nach der Ebene, um die dasige Befestigungs-Arbeiten zu besichtigen und zu beschleunigen. Den Weg von Louisburg dahin fand ich so gut gemacht, daß man ihn in kurzer Zeit zurüklegen konnte. Um ihn sicherer wandeln zu können, ließ ich an einem vortheilhaften Posten eine Redoute aufführen und etliche Häuser dazu bauen. Auf der Gesundheits-Ebene vertheilte ich an Europäer verschiedene Ländereyen, die Zucker, Baumwolle, Indigo, Taback und Takawahakaholz hervorbrachten. Als ich wieder nach Louisburg zurückkam, fand ich zu meiner grossen Freude, daß meine Leute ihre Arbeiten sehr eifrig fortgesezt hatten. Die Moräste um die Stadt waren völlig ausgefüllt, der Damm, den ich in den Meerbusen hinaus hatte anlegen lassen, war fertig, und mehrere neue Häuser ausgebauet. Bey meiner Ankunft fand ich mehrere Abgesandte und Oberhäupter aus den südlichen Provinzen, von Mananhar, Famatara, der Insel St. Marie, Manasar und Matatura, die mir den Eyd der Freundschaft schworen.

Den 8ten Merz forderte Herr des Assises, der seit den lezten Auftritten seinen Posten mit jedermanns Verachtung verwaltet hatte, seinen Abschied, den ich ihm gerne bewilligte. Da er schon abgereist war, erfuhr ich, daß er eine Menge Waaren aus den Vorrathshäusern genommen, und unter die Saphierbayer vertheilt hätte, um sie zum Krieg gegen mich aufzu-

hezen. Mit Mühe bekam ich wieder einen Theil dieser Sachen zurück.

Den 23sten erfuhr ich durch einen Eilboten von Foulpoint, daß die Fariaver und Bitalimener dem Hiavi den Krieg angekündiget hätten. Der daselbst kommandirende Offizier begehrte daher Befehle, ob er dem Hiavi beystehen solle oder nicht? Ich entschloß, lieber selbst dahin zu gehen, um Frieden zu stiften. Unterwegs nahm ich von den mit mir verbündeten Völkern Truppen mit, so daß ich mit 5000 Mann nach Foulpoint kam. Ich ließ Hiavi zu mir kommen, und hörte seine Gründe zum Krieg an, die ich nicht wichtig finden konnte; er erklärte sich aber gleich geneigt, meine Vermittlung anzunehmen, wenn er nur nicht vor seinen Feinden verächtlich gemacht würde. Nachher ließ ich die Häupter der Gegenparthey zu mir rufen, die gegründete Beschwerden über Hiavi vorbrachten, aber sich meinem Ausspruch ganz zu unterwerfen versprachen. Ich bestimmte daher auf den folgenden Tag eine allgemeine Zusammenkunft; beyde Parthien erschienen mit ihrer ganzen Kriegsmacht, und auch ich mit meinen Leuten, die ich in Schlacht-Ordnung stellte. Ich schlug beyden Theilen Auskunftsmittel über die gegenseitige Beschwerden vor, die sie auch nach einer drey Stunden lang daurenden Zänkerey, die jeden Augenblick in ein allgemeines Gefecht überzugehen drohte, wiewohl unter verschiedenen Einschränkungen annahmen. Es wurde ein Freundschafts-Bündniß errichtet, und mit gegenseitigem Eyd bestätiget. Jede Parthie ließ dann 50 Ochsen schlachten, und unter die Truppen austheilen. Für meine Friedens-Vermittlung erhielt ich nebst meinen Leuten von den Betalimenern und Farianern 1200 Ochsen und 40 Sklaven,

und von Hiavi 500 Ochsen, 50 Sklaven und 2000 Piaster.

Den 12ten April erhielt ich von mehreren Seiten Nachricht, daß die Abgeordneten des Königs von Bojana, die ein Freundschafts-Bündniß mit mir hätten schliessen sollen, von den Oberhäuptern der Saphierbayer und Antamboer unterwegs gegen uns eingenommen worden wären, und sich mit diesen vereiniget hätten. In dieser mißlichen Lage schikte ich meine Familie nebst dem grösten Theil meines Vermögens nach Isle de France, und beorderte den Hauptmann Sänglier ebendahin, um einen neuen Vorrath von Waffen und andern zum Krieg gehörigen Dingen auszuwirken. Hernach gieng ich nach der Gesundheits-Ebene, um dort alles in gehörigen Vertheidigungs-Stand zu sezen, und zu einem derben Empfang der Feinde fertig zu halten. Die Besatzung daselbst bestand aus 29 Schwarzen und 500 Eingebornen, auf die ich mich verlassen konnte. Auf meinem Rückweg nach Louisburg sahe ich schon auf dem Gebiete des Maherton ein feindliches Lager, aus welchem, doch ohne Schaden, auf mich geschossen wurde.

Den 30sten kamen Abgeordnete von den Sambariven, die mir erklärten, daß, ohngeachtet ihnen von unsern Feinden grosse Anerbietungen gemacht worden, wenn sie sich mit ihnen gegen uns verbünden, sie es doch der Gerechtigkeit, auf deren Pfad sie zu wandeln gewohnt seyen, gemässer halten, uns ihre Freundschaft und eine Unterstützung von 5000 Mann anzutragen, wodurch sie sich eines Bündnisses mit uns werth zu machen hoffen. Ich dankte ihnen für ihr Zutrauen, nahm ihr Anerbieten mit gröstem Vergnügen an, und versicherte sie, daß ich ihnen immer die unbegrenzte

Hochachtung erweisen würde, die ich für die durch das Blut des Ramini schäzbare Nation der Sambariven hätte.

Den 1sten Junius meldete man mir, daß die Oberhäupter der Saphierbayer, die mit den Seklavern sich verbunden hatten, mit 3000 Bewafneten heranrücken, und ohne Zweifel einen Ueberfall vorhätten. Eine Stunde nachher kam Kaul, und bath um einen Zufluchtsort für sich und seine Familie, da ihn die Verbündeten überfallen, einen Theil seiner Leute zu Gefangenen gemacht, und Alles das Seinige verbrannt hätten. Ich wies ihm seinen Aufenthalt im Fort an, und hatte herzliches Bedauren mit diesem Mann, der Anfangs durch meine Bundesgenossen aus seinen Besitzungen vertrieben wurde, weil er sich der Niederlassung widersezte, und jezt abermals das Seinige verlohr, weil er sich für das Beste der Niederlassung verwendete. Einige Stunden nachher zeigten sich die Feinde, und liessen mich durch Abgeordnete bitten, nach ihrem Lager zu kommen, und ihre Beschwerden zu hören. Diß Begehren brachte mich zwar in Verlegenheit; um aber keinen Anschein von Furcht zu geben, traf ich die gehörigen Anstalten zur Vertheidigung des Forts, und gieng nach dem bestimmten Platz. Die Verbundenen verlangten nun, daß ich meine Truppen aus den innern Gegenden der Insel und vorzüglich von der Gesundheits-Ebene entfernen, das angelegte Fort schleiffen, und beym Kauf und Verkauf der Waaren eine Abgabe entrichten solle. Ich verweigerte ihnen mit Standhaftigkeit diese Forderungen, und stellte ihnen vor, daß sie die uns abgetretenen Ländereyen, ohne ihren Eyd zu brechen, nicht zurückfordern, auch keine Abgabe fordern könnten, weil sie selbst bey diesem

Handel den grösten Vortheil hätten. Nun gab es ein Getümmel; die Oberhäupter sagten laut, daß sie jezt Gelegenheit hätten, mich mit Gewalt zu zwingen. Zugleich umringte man mich von allen Seiten; und ich würde ohne Zweifel eine sehr unangenehme Viertelstunde gehabt haben, wenn nicht einer meiner Freunde mir mit 50 Schwarzen zu Hülfe gekommen wäre. Sein muthiger Angriff und die Unordnung, worein sie durch ein unterdessen beym Fort zurückgeschlagenes Korps ihrer Leute geriethen, machte mir Luft. Ich drang mich mit meinen Freunden durch den Haufen durch, und warf in Eile ein paar Oberhäupter nieder, die ausriefen: wir sind verlohren! er ist ein Zauberer.

Sobald ich aus dem Getümmel war, konnte der Befehlshaber des Forts die Kanonen auf die Feinde lösen, worauf sie sich eiligst ins Holz flüchteten. Weil ich aus Erfahrung wußte, daß, wenn man ein ungesittetes Volk gewinnen will, man nicht Gewalt sondern Freundlichkeit gebrauchen muß, so ließ ich jezt den Verbundenen einen Frieden anbiethen, den sie aber mit Verachtung zurückwiesen. Am nemlichen Tag griffen sie den Posten auf der Gesundheitsebene an, wurden aber zurückgeschlagen. Den Tag darauf kam uns das Oberhaupt Sanse mit 1000 Mann, und die Sambariven mit 5000 zu Hülfe, so daß meine Armee aus mehr als 6000 Bewafneten bestand. Die Feinde hatten sich in drey Lägern zwischen der Ebene und Hauptniederlassung gesezt, um alle Gemeinschaft abzuschneiden. Hier beschloß ich sie anzugreifen. Ich schickte ein Kommando ab, welches das feindliche Lager umgeben, sich bis Mitternacht verbergen, und ihnen plözlich in den Rücken fallen sollte, sobald wir sie von vorne angriffen. Mein Offizier richtete dieß mit großer Genauigkeit aus.

Morgens in aller Frühe hörte ich einige Drehbassen-Schüsse, worauf ich gegen den Feind anrückte; ich kam bis auf die Ebene von Maserton, wo ich aber statt dem Feinde blos mein Kommando antraf, dessen Offizier mir meldete, daß er meinem Befehl zu folge das Lager der Feinde hizig angegriffen hätte, die sich aber, weil sie aus den wiederhohlten Kanonenschüssen auf die Gegenwart der ganzen Armee geschlossen, eiligst in die Wälder geflüchtet hätten. Meine Leute fanden über 200 Musketen, welche die Feinde aus Eile weggeworfen hatten, und brachten 40 Gefangene ein. So war ich also Herr der Ebene von Maserton, der anmuthigsten und fruchtbarsten Gegend in der Provinz Antimarra. Ich ließ alsdann gleich eine Redoute aufwerfen, der ich den Namen St. Johann gab, um eine sichere Gemeinschaft zwischen der Hauptniederlassung und der Gesundheitsebene zu eröfnen, und dann zog ich mit meinem ganzen Heer nach der Ebene, in deren Nähe sich sieben bis achttausend Feinde wohl verschanzt hatten. Ich rückte des Nachts, ohne daß es meine Bundsgenossen wußten, mit 30 Europäern und 200 geübten Eingebohrnen aus, und fieng mit Tagesanbruch das feindliche Lager zu beschiessen an. In einer halben Stunde war die eine Seite von dem Pallisadenwerk niedergeschossen. Die Feinde verliessen daher die erste Verschanzung und zogen sich hinter eine Art von Redoute, aus der sie abermals vertrieben wurden. Endlich flohen sie in der grösten Verwirrung, und meine Leute verfolgten sie bis an die Grenzen. Nun ruckte ich auf die zweite Abtheilung der feindlichen Armee zu, die sich auf eine Insel in dem Morast von Ampangu geflüchtet hatte. Wir kamen bis an den Eingang des Morastes, wurden aber bey dem Angriff eines Posten, den

die Feinde hartnäckig vertheidigten, zurückgeschlagen. Doch verlohren bey diesem Kampf die Seklaver so viele Leute, daß sie sich von ihren Bundesgenossen trennten, und diese dadurch sehr schwächten. Der Morast war für uns unzugänglich, da ein mehrere Tage anhaltender Regen ihn immer tiefer machte; ich begnügte mich daher, die Feinde einzuschliessen. Da sie sich nicht aus ihrem Lager wagen durften, litten sie immer größern Mangel an Lebensmitteln; ich schickte ihnen deswegen einige Bote mit Reis und etwas Brantewein, und ließ ihnen melden, daß meine Absicht gar nicht sey, sie auszurotten, ich wolle ihnen vielmehr freyen Abzug gestatten, wenn sie die Waffen niederlegten. Dieß hatte guten Erfolg; sie giengen Haufenweise zu mir über; und ich nahm sie freundschaftlich auf, und ließ sie gehen, wohin sie wollten. Ein kleiner Haufe vertheidigte jezt noch hartnäckig seinen Posten, weil man 30,000 Seklaver zum Entsaz erwartete; ich entschloß mich daher sie anzugreifen, um aber ein Blutbad zu verhüten, machte ich ihnen unsere Annäherung durch einige Kanonenschüsse bekannt. Dieß war hinlänglich, sie so in Schrecken zu sezen, daß sie, verfolgt von unsern Bundesgenossen, sich in die nördlichen Gegenden bis auf die Grenzen von Antimansar flüchteten. — Ein paar Tage nachher meldete man mir, daß ein erst kurz von Isle de France gekommener Soldat, la Gonivier verschiedene aufwieglerische Reden führe, und seine Kameraden versichert habe, daß die Befehlshaber auf Isle de France nichts sehnlicher als unsern Untergang wünschten. Ich ließ ihn unverzüglich gefangen sezen und bewachen. Um Mitternacht hörte ich einen Lerm, und fand, daß Gonivier wirklich mehrere Säbelhiebe nach dem Wachehabenden Offizier that, und

sagte; die Zeit werde bald kommen, da die Soldaten den Offizieren befehlen würden. Ich ließ ihn augenbliklich durch die Wache greifen; er stürzte sich aber mit Verzweiflung auf sie los, verwundete mehrere, und rief: heran, meine Freunde! dieser Ausruf ließ mich ein Komplot vermuthen; meine Leute aber achteten nicht auf seine Rede, giengen muthig auf ihn los, und schossen ihn nieder, da er in das Holz entrinnen wollte.

Die Saphierbayer waren nun ganz aus ihrem Lande vertrieben, irrten in den Wäldern herum, und waren gezwungen von Wurzeln zu leben, weil die Oberhäupter der andern Provinzen ihnen allen Unterhalt verweigerten. Diesen Umstand machte ich mir zu Nuz, um diese Nation ganz für mich zu gewinnen, und ließ die benachbarten Oberhäupter bitten, die Irrende aufzunehmen, und mit den nothwendigsten Bedürfnissen zu versehen, wenn sie allen feindlichen Absichten entsagten. Den Sambariven hingegen machte ich den Vorschlag, die Provinz Antimarra, aus der die Saphierbayer vertrieben waren, wieder anzubauen. Sie nahmen diesen Vorschlag mit Freuden an, und erbothen sich freywillig, mir ein jährliches Schuzgeld zu bezahlen. Ich überließ ihnen daher das Land am rechten Arm des Tiegballe, und behielt für die Niederlassung das am linken Arm des Flusses.

14. Kap.

Krankheit des Grafen — Zustand der Niederlassung — Wiederaufnahme der Saphierbayer — Anstalten — Glücklicher Fortgang — Ende des Feldzugs gegen die Seklaver.

Da mich jezt der Krieg nimmer weiter beschäftigte, dachte ich darauf, meinen Leuten mehr Bequemlichkeit

zu verschaffen. Die nach Landesart mit Blättern bedeckten Häuser hatten zu viel Unbequemlichkeiten; ich entschloß mich daher, alles von Holz bauen zu lassen.

Den 9ten August befiel mich ein heftiges Fieber, das in wenigen Tagen so zunahm, daß ich Herrn Kapitain Malendre den Befehl übertragen mußte. Meine Offiziere, besorgt um mein Leben, baten mich, ihnen meine vom Hof erhaltenen Anweisungen, Madagascar betreffend, mitzutheilen, und die nöthigen Verhaltungsbefehle auf den Fall, daß ich sterben würde, zu ertheilen. So schwach ich war, ließ ich sie doch zusammen kommen, stellte ihnen den ganzen Zustand der Niederlassung vor, munterte sie zur gemeinschaftlichen Mitwürkung für das Beste der Kolonie auf, und sagte ihnen, wo sie nach meinem Tode mein Testament, verschiedene Briefe an den Minister und einen Befehl des Königs der meinem Nachfolger Vollmacht und Anweisung ertheilte, finden würden. Die Offiziere versprachen in allem meinen Anweisungen zu folgen, sie schossen zur Bezahlung der Truppen 12000 Livres zusammen, und ich gab eben soviel zum Ankauf von Waaren her. Den 3ten Octobr. fieng ich an, meine Kräften wieder zu fühlen; sobald ich das Bett verlassen konnte, machte ich eine Reise längst des Flusses Tingballe, um den den Sambariven abgetrettenen Strich Landes zu sehen. Diese Reise stellte meine Gesundheit vollkommen her.

Den 14ten erhielt ich einen Eilboten von Herrn Mayeur und Korbi, wovon ich diesen zu Wasser und jenen zu Land längst der Küste abgeschickt hatte, um den nördlichen Theil der Insel zu untersuchen. Sie berichteten mir, daß sie bis in das Gebiet Lambuings, Königs in Norden gekommen seyen, der sie mit Freund-

schaft aufgenommen, und ihnen auf das Gericht unserer Thaten ein Bündniß anerbotten habe. Diese Verbindung war uns sehr wichtig, denn Lambuing konnte mir mit 15 bis 20,000 Mann beystehen. Zu gleicher Zeit kam die Nachricht, daß Hiavi von seinen Feinden wieder angegriffen worden sey, und um meine Unterstüzung bitte. Ich konnte sie ihm nicht ganz abschlagen, konnte aber auch nur wenige Leute entbehren, ich gab daher dem Befehlshaber zu Foulpoint uneingeschränkte Vollmacht, einen Frieden zu vermitteln, den er auch zu Stand brachte. Hingegen beschwerten sich die Oberhäupter seiner Unterthanen gegen ihn, weil sie seine Bedrückungen nicht länger ertragen konnten. Ich versprach ihnen, Hiavi auf bessere Gedanken zu bringen, verboth ihnen aber alle Gewaltthätigkeiten gegen ihn, bis ich die Sache selbst untersucht hätte. Das Ende des Monaths nahte heran, ohne daß H. Sanglier zurückgekommen war, oder daß ich Nachrichten aus Europa erhalten hätte. Kamen gegen den Eintritt der schlimmen Jahrszeit keine Hülfsmittel an; so konnte ich in den innländischen Gegenden keine Posten errichten, und unsere Niederlassung gerieth wieder in die äußerste Verlegenheit. Meine Truppen mußten sich als verlassen ansehen, vorzüglich, da das auf Isle de France ausgesprengte Gericht von der Abdankung meiner Truppen sich ungeachtet aller meiner Vorsicht auch auf Madagascar ausgebreitet hatte. Der Muth und die Entschlossenheit meiner Offiziere war meine noch einzige Hoffnung. Sie harrten redlich mit mir aus, obgleich ich aller Versprechungen ungeachtet, daß man mir jährlich eine Verstärkung von 120 Mann zuschicken, und mich von Isle de France aus mit allen Bedürfnissen versehen wolle, in 2 ganzen Jahren nichts erhalten

hatte. Blieb diese Unterstüzung noch länger aus, so sahe ich mit äußerstem Kummer, die Früchten aller meiner Arbeiten verlohren.

Den 4ten November kam das Oberhaupt der Saphierbayer, Esfoulase, mit abgeschornen Haaren, flehte fußfällig im Nahmen seines Volkes um Gnade, und versprach, sich allen Befehlen zu unterwerfen. Ich antwortete ihm, daß, so sehr sich sein Volk gegen mich durch Verlezung der mir geleisteten Eyde verfehlt habe, ich seine Treulosigkeit nicht rächen, sondern vergeben wolle; und sie sollten daher im künftigen Monat Abgeordnete an mich schicken, um unsere gemeinschaftlichen Vortheile zu verabreden. Diese kamen dann den 18ten, überliessen sich mir auf Gnade und Ungnade, und baten flehentlichst, einen Theil ihrer verlohrnen Provinz anbauen zu dürfen, damit sie nicht als Flüchtlinge in Wäldern herum irren müßten, und in ihrem Vaterland sterben könnten. Sie verlangten kein Eigenthumsrecht, da dieß schon den Sambariven übertragen wäre. Da ich sahe, daß ihre Reue aufrichtig war, und es unser Vortheil erforderte, die Gegend um die Niederlassung soviel möglich zu bevölkern, verwilligte ich ihnen ihr Gesuch, und ließ sie den Eyd der Unterwürfigkeit schwören.

Bald darauf erfuhr ich, daß die Oberhäupter der Seklaver in einer Zusammenkunft den Krieg gegen die Franzosen beschlossen hätten, und alle Völker auf der Ostseite der Insel zu bewegen suchten, Theil daran zu nehmen. Diese Nachricht bestätigte sich wirklich, und bestimmte sich noch dahin, daß sie blos das Ende der schlimmen Jahrszeit abwarteten, um mit 30,000 Mann ins Feld zu rucken. Die Oberhäupter der Sambariven geriethen in den äußersten Schrecken darüber. Sie kann-

ten die geringe Anzahl meiner Truppen, sahen, daß ich von Frankreich verlassen war, und befürchteten, wenn ich von der Uebermacht der Feinde unterdrückt die Insel verliesse, daß sie als meine treuesten Freunde der Rache unserer gemeinschaftlichen Feinde würden preisgegeben werden. Ich mußte aller Ueberredungs-Kunst aufbieten, um ihnen Muth einzuflössen, dessen ich selbst bey diesen mißlichen Aussichten so sehr bedurfte. Nun schikte ich Abgeordnete an meine Bundesgenossen, sie zur Unterstützung gegen meine Feinde und zu ihrer Unterjochung aufzufordern. Die Meisten liessen sich bereit dazu finden; doch waren auch einige unschlüßig, auf welche Parthey sie sich schlagen sollten. So ward Hiavi von dem König der Seklaver insgeheim aufgefordert, sich gegen mich zu erklären, unter dem Versprechen, daß ihm dann die Oberherrschaft über die ganze östliche Küste überlassen seyn soll. Nun wies zwar Hiavi diesen Antrag ab, weil er sich vor mir sowol als vor seinen eigenen Unterthanen, die mir sehr ergeben und gegen ihren Fürsten aufgebracht waren, fürchtete; aber in der Stille lieferte er doch den Seklavern Waffen und Kriegsvorrath. Bald darauf schikte er einen Abgesandten an mich, um Hülfe gegen seine Feinde, die Farianer und Betalimener, zu fordern. Diesem sagte ich, daß Hiavi blos um seiner Treulosigkeit willen gegen mich von diesen Völkern bekriegt werde, und deswegen seinem Schiksal überlassen werden müsse. Das abgesandte Oberhaupt fiel mir dann zu Füssen, bath für Hiavi um Verzeihung, versprach, ihn von dem Bündniß mit meinen Feinden abzubringen, und sicherte mir 500 Mann Hülfstruppen zu. Hiavi ward wirklich zu seiner Pflicht zurückgebracht, und schikte 1200 Mann.

Den

Den 1sten Jenner 1776. kam Herr Sanglier von Isle de France, und brachte — 4 Rekruten, die ganze Unterstützung, die man mir zuschikte; und auch diese waren noch Leute, die sich der grösten Ausschweifungen und unnatürlicher Verbrechen schuldig gemacht hatten. Ich durchsuchte die mitgebrachten Briefschaften, in der Hoffnung, Befehle oder Briefe vom Minister zu finden; statt dessen aber fand ich blos Briefe von Herrn Maillart und Ternay, worinn sie mich durchgehends verhörten. Herr Sanglier meldete mir, daß verschiedene Prozesse gegen mich auf Isle de France wären anhängig gemacht worden, und daß man sich überhaupt jede Art von Verläumdung gegen mich erlaubte. Zugleich erfuhr ich auch von ihm den Tod Ludwigs XV. und die Veränderung des Ministeriums, wodurch meine Unterstützung verzögert, oder meine Entwürfe ganz verändert werden könnten.

Da ich immer mehr von den Zurüstungen meiner Feinde hörte, zauderte ich nicht, allen Kräften aufzubieten, um ihnen gewachsen zu seyn. Ich ließ das grobe Geschüz in Ordnung bringen, und eine Menge Feuerkugeln, Raketen u. s. w. verfertigen. Während dieser Beschäftigungen kamen zwey Oberhäupter der Seklaver, Kunifalus und Rosai. Jener war Besitzer der Provinz Santianack, und seit 18 Jahren den Seklavern zinsbar, die oft sein Gebiet unter dem Vorwand, den Tribut einzusammlen, verwüsteten; Rosai hingegen war ehmals Fürst von Bajana, wurde aber von dem jezigen König der Seklaver aller seiner Besizungen beraubt, und mit seinen Frau und Kindern zu Sklaven gemacht. Dem ohngeachtet hatte er noch viele Anhänger unter dem Volk, von denen ich wußte,

daß sie sich plötzlich für ihn erklären würden, wenn er mit einer Macht aufträte. Beyde klagten mir ihre Noth, baten flehentlichst um meinen Beystand, und versicherten mich, mir ein ansehnliches Korps zuzuführen. Ich nahm sie mit vieler Achtung auf, versprach ihnen meinen und meiner Bundsgenossen Schutz, da wir es für Pflicht hielten, den Unterdrückten beyzustehen, und ließ sie den Eyd der Treue schwören. Die folgenden Tage gaben die Oberhäupter der östlichen Küste unsern neuen Bundsgenossen grosse Gastmahle, wobey sich meine braven Sambariven vorzüglich hervorthaten.

Die Feinde rückten nun immer näher, und ich fand, daß ich nicht blos vertheidigungsweise gegen sie verfahren könne, sondern, um sie von den Verwüstungen der Länder meiner Bundsgenossen abzuhalten, ihnen entgegen gehen müsse. Ich benachrichtigte daher durch Eilboten die ganze Küste, daß ich am Ende des künftigen Monats ins Feld rücken, und den Feinden gleich entgegen gehen würde, um sie zu einer Schlacht zu zwingen. Ich rief nun grossen Kriegsrath zusammen, und schlug folgende Einrichtungen vor, die einstimmig von meinen Offizieren gebilliget wurden: dem Hauptmann Sanglier ward der Befehl über die Besazungs-Truppen in meiner Abwesenheit übergeben. Ich ließ ihm 66 Europäer nebst 4 Offizieren, 120 Mozambiquer und 680 Malgagosen. Meine Macht, die aus 4413 Mann bestand, und gut disciplinirte Truppen der Niederlassung waren, theilte ich in 3 Kolonnen. Den linken Flügel befehligte Hauptmann le Cerf und Lieutenant Karbi; das Zentrum ich, nebst dem Lieutenant de la Tour; den rechten Flügel Hauptmann de Melandre und Lieutenant de Bouillage. Jede Abtheilung

hatte 3 Stück Geschütz, deren jedes von einem Kanonier aus meinen Leuten, einem Handlanger und vier Mozambiquern, die ich vorher dazu unterrichtet hatte, bedient wurde. Von unsern Bundsgenossen sollten zum rechten Flügel 3600, zum linken eben so viel, und zum Zentrum 5000 Mann stossen; so daß unsere ganze Kriegsmacht aus 16613 Mann bestand. Gleich nach der Entscheidung des Kriegsraths ließ ich die rothe Flagge wehen, ein auf der Insel bekanntes Zeichen des Kriegs.

Den 4ten April schlug ich ein Lager auf der Ebene auf, um meine Truppen zum Feldzug zu gewöhnen. Von hier aus ließ ich meinen Bundesgenossen sagen, sich am Ende des Monaths bey Hirbay, nahe bey Mananhar, 15 Meilen von meinem jezigen Aufenthalt einzufinden. Wenige Tage nachher kam Muslem, der Bruder des Hiavi, mit 1250 Kriegern, lauter ausgelesenen jungen Leuten an, die zu meiner Leibwache bestimmt waren.

Den 30sten April gieng ich mit 193 Landesbooten unter Segel. Unterwegs verbanden sich mehrere Bundesgenossen mit meinem Heer, und versahen uns, wo wir landeten, mit Lebensmitteln. Unser Zug gieng glüklich von statten, ausser daß eines der Boote, das mit Geschütz beladen war, an einen Felsen stieß und sank; und ein anderes umschlug und auf den Grund gerieth. Diß war Ursache, daß ich die linke Abtheilung zurücklassen mußte, um die Kanonen und ihre Laveten zu bergen und nach Hirbay zu bringen.

Den 4ten May langten wir zu Hirbay an, trafen die Meisten unserer Bundesgenossen an, und mit jedem Tag kamen Mehrere. Ich hatte mein Lager noch

nicht aufgeschlagen, als ich erfuhr, daß die Abtheilung des Herrn Malendre von den Seklavern angegriffen worden wäre. Ich schikte ihm daher gleich 12 Boote mit einem Theil meiner Leute und der Malgagosen zu Hülfe. Nach einigen Stunden kamen sie alle wohlbehalten an, und der Hauptmann berichtete mir, daß er in einer engen Durchfahrt von den Feinden angegriffen worden, die sich aber in solcher Entfernung gehalten hätten, daß sie mit dem Gewehr nicht erreicht werden konnten; deswegen habe er seinen Weg fortgesezt, ohne sich mit ihnen aufzuhalten. Nun erfuhr ich, daß die Seklaver sich gegen die Provinz Antongin zurückgezogen haben. Ich folgte ihnen, wiewohl uns der Weg über Gebürge führte, die den Transport des Geschützes äusserst erschwerten. Jenseits des Gebürges schlugen sich wieder 4000 Bundsgenossene zu meinem Heer, und ich rückte nach einiger Erholung meiner Leute auf das erste Lager der Feinde los, das ich jenseits eines Waldes erblikte. Mit Sonnen-Aufgang war ich einen Kanonen-Schuß davon entfernt. Bey meiner Annäherung stellten sich die Feinde vor ihrem Lager in Schlachtordnung, flohen aber bald in ihr zweites Lager, nachdem meine Kanonen einige Verwüstung in ihrem Heer verursacht hatten. Ich rükte ihnen auf dem Fuß nach, und trieb sie aus ihrem zweyten, und eben so auch aus ihrem dritten Lager, aus dem sie mit gröster Verwirrung flohen; worauf sie von meinen Bundesgenossen verfolgt wurden. Nach einigen Tagen kam Tihenbato, das Oberhaupt von Antongin, mit abgeschornem Haupte und Bart, bat um Verzeihung, daß er den Seklavern gefolgt wäre, und erkannte seine Provinz für ein erobertes Land. Er schwur den Eyd der Treue, und bat blos, daß ich

ihm die Regierung derselben für einen jährlichen Tribut anvertrauen möchte. Bald nach ihm kamen auch Abgeordnete des Königs der Seklaver mit Friedens-Vorschlägen. Ich antwortete ihnen aber: ihr König müsse nicht um Frieden, sondern um Verzeihung bitten; übrigens riethe ich ihm, mit seiner Erklärung nicht zu zaudern. Bald darauf kamen sie wieder mit Geschenken an Ochsen und Sklaven, und versprachen, dem Bündnisse der Oberhäupter und Völker auf der Ost-Küste beyzutreten, und sich den nemlichen Gesetzen zu unterwerfen.

15. Kap.

Der Graf wird zum Ampansakabe erklärt — wird von zween Königlichen Kommissarien untersucht — legt seine Stelle als Befehlshaber nieder — legt den Eyd als Ampansakabe ab, und nimmt die Huldigung an — führt eine neue Regierungsform ein — und reist nach Frankreich ab.

Am 5ten Junius kam endlich der lange erwartete Eilbote mit Briefschaften von Hofe, woraus ich zu meinem grösten Vergnügen sahe, daß der Minister das Königliche Schiff la Sirene mit Kriegsvorrath, Waaren und Geld abgeschikt habe, und daß bald eine beträchtliche Unterstützung erfolgen werde. Allein meine Freude war von kurzer Dauer, denn ich erfuhr über Isle de France, daß diese Korvette Südwärts vom Fort Dauphin untergegangen sey. Das Maas des Unglüks voll zu machen, meldete mir der Minister, daß der König sich die Mittheilung seiner Absichten wegen Madagascar bis gegen das Ende des Jahrs vorbehalte. Ich reiste nun nach Louisburg zurück, um die nöthigen Berichte an den Minister auszufertigen, und meine Truppen und Bundsgenossen folgten mir

ebendahin. Leztere fielen mir wegen ihrer Unterhaltung sehr beschwerlich, weswegen ich ihnen unter der Hand zu verstehen geben ließ, daß mir ihre Gegenwart beschwerlich sey; allein ich hörte, daß sie mich schlechterdings nicht verlassen wollten, weil Hiavi durch einen Brief von Isle de France erfahren, daß man mich ablösen, nach Frankreich schicken, und mein Betragen untersuchen werde. Ich drang abermals bey ihnen darauf, daß sie wenigstens ihre Leute nach Haus schicken möchten; auch dazu entschlossen sie sich nicht, weil sie glaubten, man möchte mich mit Gewalt fortnehmen.

Den 16ten August meldete man mir, daß die Oberhäupter Raul, Manding, Rasfangur und Ramaraombe als Abgeordnete ihrer Nation gekommen, und Audienz bey mir verlangten. Da diß etwas Ausserordentliches war, bat ich verschiedene Offiziere, dabey gegenwärtig zu seyn. Sie kamen herbey mit einer grossen Schaar Bewaffneter, mit fliegenden Fahnen und Feld-Musik, stellten sich vor meinem Haüse in Ordnung, und nahmen das Gewehr zum Fuß. Die Abgeordneten wurden von meinen Offizieren empfangen, und zu mir hereingeführt. Nach der ersten Begrüssung ließ ich ihnen niedrige Stühle hinsetzen, welches hier bey feyerlichen Gelegenheiten Gewohnheit ist. Alle sezten sich, aber Rasfangur hielt stehend folgende wörtlich übersezte Rede:

„Gesegnet sey der Tag, der dich der Welt gab, gesegnet seyen deine Eltern, die Sorge für deine Kindheit trugen, und gesegnet sey die Stunde, in der du deinen Fuß auf unsre Insel seztest. Die Oberhäupter der Malgagosen, deren Herzen du gewonnen hast und die dir mit Treue zugethan sind, ha-

ben erfahren, daß der französische König einen andern an deine Stelle schicken will, und daß er zornig auf dich ist, weil du dich geweigert hast, uns zu seinen Sklaven zu machen. Sie sind daher zusammen gekommen, und haben gemeinschaftlich entschieden, wie sie handeln wollten, wenn diß wahr wäre. Ihre Liebe und Zuneigung zu dir nöthigen mich jezt, dir das Geheimniß deiner Geburt und deine Rechte über diß unermeßliche Land zu entdecken, dessen Völker dich anbeten. Ja ich, Rasfangur, den man für den einzigen lebenden Abkömmling der Familie des Ramini hielt, habe diesem heiligen Rechte entsagt, um dich für den einzigen wahren Erben des Ramini zu erklären. Der Geist Gottes, der über unserer Kabarre herrscht, bewog alle Oberhäupter und Hauptleute zu schwören, daß sie dich für ihren Ampansakabe (höchstes Oberhaupt) erklären wollten. Sie werden dich nicht verlassen, sondern dich mit Gefahr ihres Lebens gegen alle Gewaltthätigkeiten der Franzosen schützen.„

Nach dieser Erklärung sezte sich Rasfangur, und Kaul stand auf, und redte in gleichem Ton. Am Ende baten sie mich einmüthig, ihnen auf den folgenden Tag eine allgemeine Zusammenkunft zu bewilligen, und nicht mit meinen Soldaten und Offizieren, sondern in Begleitung der mir von der Nation zugegebenen Leibwache von 1200 Kriegern zu erscheinen. Ich verwilligte ihnen alles, dankte mit gerührtem Herzen für ihre Liebe gegen mich, und versprach, mich derselben würdig zu machen. Sie waren vergnügt über meine Antwort, und warfen sich alle vor mir nieder, ehe sie mich verliessen, welches noch kein Oberhaupt vorher

gethan hatte. Kaum waren diese fort, so kamen drey von meinen Offizieren mit 50 Mann, und erklärten:

„Da sie wüßten, was man auf Isle de France für Maasregeln gegen mich ergriffen, so wären sie entschlossen, lieber ihr Leben aufzuopfern, als mich von der Insel zu lassen. Da sie mit Eingebornen verbunden wären, so wollten sie ihren beständigen Wohnplatz auf der Insel nehmen, und bäten mich daher, sie nicht länger als Soldaten, sondern als mir ergebene Unterthanen anzusehen.„

Dieser Antrag von Offizieren von ausgezeichneten Verdiensten machte mich noch mehr verlegen; vergebens stellte ich ihnen die Folgen dieses Schritts vor; sie erinnerten mich dagegen an das treulose Betragen des Ministers gegen mich und an die Kabalen der Befehlshaber auf Isle de France, die sogar die Eingebornen aufgehezt hätten, uns zu ermorden. Da ich sahe, daß ich sie von ihrem Entschluß nicht abbringen konnte, bat ich sie, blos ihren Dienst ordentlich zu verrichten, und versprach, ihnen ihren Abschied auszuwirken.

Der folgende Morgen des 17ten Augusts war die zum Kabar bestimmte Zeit. Um 9 Uhr kamen alle Oberhäupter, 62 an der Zahl, mit allen ihren Leuten, und wurden von mir unter Ablösung von 21 Kanonen empfangen. Ihr Gefolge bildete einen Kreis, in dessen Mitte sie mit mir waren, und Manonganor sprach zuerst folgendermassen:

„Wir Fürsten und Hauptleute, die hier versammelt sind, und die ganze Nation vorstellen, sind durch dein Erbrecht, deine Klugheit und deine Liebe gegen uns bewogen worden, dich zu unserm

Ampansakabe zu erklären, und bitten dich, diesen Titel und Rang anzunehmen, unter der Versicherung, daß du Treue, Zuneigung und Beständigkeit in unserm Herzen finden wirst. Antworte uns!

Ich stand hier auf, und erwiderte: daß der Eifer, den mir die ganze Nation für ihr Wohl beymesse, mich bewege, ihr Anerbieten anzunehmen, unter der theuren Versicherung, so viel in meinen Kräften stehe, zur Beglückung der Nation beyzutragen. Und diese, fügte ich bey, werde in kurzer Zeit auf einen hohen Grad gebracht werden können, wenn sie Friede und Einigkeit unter sich hielten, ihre gesegneten Ländereyen zweckmäßig benuzten, und den Handel auf einen vortheilhaften Fuß sezten. So wie ich meine Rede geendiget hatte, liessen die Oberhäupter meine Ernennung dem Volk bekannt machen, worauf Salven aus Musketen erfolgten, die über eine Viertelstunde dauerten. Sobald es wieder ruhig war, stand Sanse, eines der mächtigsten Oberhäupter auf, und bat mich im Namen seines Volks, den Dienst des Königs von Frankreich zu verlassen, und diß allen meinen Leuten zu erlauben, die auf Madagascar bleiben wollten. Ferner möchte ich erklären, welche Provinz ich zu meinem Aufenthalt wählen wollte, damit sie dort eine Stadt bauen könnten. Ich willigte in die beyde ersten Punkte, mit dem Beysatz, daß ich erst die Ankunft der königl. Kommissarien abwarten müsse. Was die Stadt betreffe, so erklärte ich, daß sie am besten mitten auf der Insel erbaut würde, damit ich so nahe als möglich bey jeder Provinz wäre. Meine erste Pflicht, sezte ich bey, würde seyn, gute Gesetze zu geben, das Land gegen auswärtige Anfälle zu sichern, und durch Verbesserung des

Landbaues den Handel in den blühendsten Zustand zu sezen. Ich rechnete dabey auf die Unterstüzung der Oberhäupter, von denen ich einige zu Räthen andere zu Befehlshabern in den Provinzen und beym See- und Landdienst anstellen würde. Diese Rede veranlaßte viele Fragen, und es kostete mich viele Mühe, ihnen meine Gesinnung deutlich zu machen. Wie sie aber meine Meynung einzusehen anfiengen, warfen sich mir viele zu Füssen, und dankten mir, daß ich ihnen den Wunsch eingeflößt hätte, mich zu ihrem Ampansakabe zu ernennen. Rasfangur endigte dann den Kabar mit dem Vorschlag, daß jezt blos zwischen mir und den Oberhäuptern ein Eyd geleistet werden, und dieser nachher öffentlich wiederholt werden soll, sobald ich die Europäischen Dienste verlassen hätte. Dieser Eyd ward geleistet, und um ihn noch heiliger zu machen, durch den Bluteyd bestätiget. Man öfnet dabey die Haut auf der linken Brust mit einem Scheermesser, und jeder von den Umstehenden saugt einen tropfen Blut von dem, der zum Oberhaupt erwählt ist, wobey schreckliche Flüche gegen den Eydbrüchigen ausgestossen werden. Dann hoben wir den Kabar auf. Als ich bey den Truppen vorbey kam wurden die Fahnen gesenkt, die Truppen hatten die Gewehre niederhängen, und legten die linke Hand auf die Brust zum Zeichen der Treue. Für die versammelte Truppen, deren gegen 11000 Mann waren, ließ ich 20 Ochsen schlachten und 12 Fässer Brandtewein austheilen; die Oberhäupter aber bewirthete ich besonders. Gegen Abend kamen gegen 1200 Frauen und Mädchen, wünschten mir Glück, und belustigten sich dann mit Tanzen. Ich ließ unter sie Schnuptücher, Bänder und Brandtewein mit Zucker austheilen.

Den andern Tag ward beschlossen, daß alle Oberhäupter mit ihren Leuten nach Hause gehen, aber Sanse allein mit 3000 Mann zurückbleiben soll, die meinen Befehlen unterworfen waren. Diese Vorsicht schien mir um so nöthiger, da mich ein Kaufmann von Foulpoint versicherte, daß man auf Isle de France öffentlich davon spreche, daß man mich in Verhaft nehmen und nach Hause schicken werde, um mir den Prozeß zu machen. Diese Aussage bestätigte sich bald durch einen Brief, den ich von einem guten Freund erhielt, worinn mir dieser schrieb, daß die Herren Bellecombe und Chevreau am Bord der Fregatte la Consolante schon zu Isle de France angekommen wären, und den Befehl hätten, mich nach Europa zu bringen. Die Zuneigung der Einwohner machte mich zwar in dieser Rücksicht ruhig, aber diese Maasregeln des Ministers brachten mich so auf, daß ich mich entschloß, meine Stelle niederzulegen, um meinen Freunden desto besser dienen zu können. Den 21ten gieng auch wirklich, wie ich von Louisburg aus sehen konnte, die Fregatte la Consolante bey der Insel Aiguillon vor Anker, und 2 Stunden nachher empfieng ich einen gemeinschaftlichen Brief von den Herren Bellecombe und Chevreau, worinn sie mir meldeten, daß sie als königliche Befehlshaber nach Madagascar kämen, und zugleich einen Befehl im Nahmen des Königs, an Bord zu kommen. Das lezte verweigerte ich, erklärte aber, daß ich bereit sey, nach dem Befehl des Königs ihnen die Niederlassung zu übergeben. Zugleich schrieb ich an H. Bellecombe und bat ihn ohne alle Furcht aber auch ohne seine Truppen ans Land zu kommen. Er ließ sich dieß gefallen mit dem Beysaz, daß er diesen Schritt nicht thun würde, wenn er alles glaubte, was er von mir

gehört hätte. Den folgenden Tag kamen beyde Herren ans Land, und übergaben mir ein Papier, das 25 Fragen enthielt, die ich beantworten sollte. Der übrige Theil des Tages gieng unter verschiedenen Gesprächen, die Niederlassung, betreffend hin; sie besahen nachher das Fort, die öffentlichen Gebäude und das Krankenhaus, untersuchten die Rechnungen, und hörten meinen Bericht den Kriegsdienst betreffend. Den 27sten gaben mir die Kommissarien ein Papier, worin sie mein bisheriges Betragen und die Rechnungen billigten, und stellten einen Schein auf 115000 Livres aus, die ich dem Schaz vorgeschossen hatte. Den Tag darauf legte ich meine Stelle in die Hände des Herrn Bellecombe nieder, und übergab dem Herrn Sanglier den Befehl über die Truppen.

Den 29sten giengen die Kommissarien aufs Schiff, und schickten mir den Befehl zu, blos auf die Erhaltung der Niederlassung Rüksicht zu nehmen, und die übrigen Arbeiten und Verhandlungen einzustellen, bis neue Befehle vom Hof kämen. Da ich meine Stelle abgelegt hatte, schickte ich diesen Brief an Herrn Sanglier, und erklärte den Kommissarien, daß ich nichts mehr mit der Niederlassung zu thun haben, aber die Absichten der Regierung durch die Dienste, die ich ihr bey dem Eingebohrnen leisten könne, befördern wolle. Sie antworteten mir wieder, daß sie meine Abdankung für jezt nicht annehmen dörfen, und ich meine Pflichten bis auf weitere Befehle erfüllen solle. Sie segelten dann ab nach Foulpoint, und ich erfuhr nichts von ihren dortigen Verrichtungen. Einige Tage nachher kamen Abgeordnete von den Truppen und Herr Sanglier, und baten mich, die Befehlshaberstelle wieder zu übernehmen, widrigenfalls sie sich für unabhängig erklären

und mit den Eingebornen verbinden würden. Zum Nuzen Frankreichs entschloß ich mich dazu, um einer völligen Empörung gegen allen französischen Einfluß zuvorzukommen, doch mit dem Beysaz, daß ich mich weiter nicht zum französischen Dienst verpflichtet haben wolle. Da nun verschiedene Oberhäupter hörten, daß ich die französ. Dienste verlassen hätte, baten sie mich, den Eyd als Ampansakabe zu schwören, und bestimmten dazu den 10ten October. Ehe dieß geschahe, ließ ich einen Kabar zusammenrufen, und bezeugte, daß ich zwar die Dienste des Königs verlassen habe, aber nun eine aufrichtige Erklärung von ihnen fordere, ob sie die Fortsezung oder Aufhebung der Niederlassung wünschten und versprach, ihre Entscheidung darüber dem König vorzulegen. Sie antworteten nach einer kurzen Berathschlagung:

„Willst du den Franzosen wohl, so schreib ihrem König, daß wir ihm unsere Freundschaft anbiethen, aber wir wünschen unter deinen Befehlen zu leben. Du bist unser Vater und Herr. Wann dich aber die Franzosen hassen, so wollen wir sie auch hassen, und ihre Feinde sollen unsere Freunde seyn. Uebrigens bitten wir dich uns zu versprechen, daß du uns mehr zugethan seyn wollest, als den Franzosen."

Ich versprach mein Leben bey ihnen zuzubringen, und sie, mir zu gehorchen. Soviel Liebe und Freundschaft ich von den Einwohnern Madagascars genoß, und so unabhängig ich mich in kurzer Zeit hätte machen können, so wenig hielt ich dieß meiner Ehre und dem Vortheil der Völker gemäß, die mich zu ihrem Regenten erwählt hatten. Ich entschloß mich, sobald ich eine Art von Regierungsform auf der Insel errichtet haben würde, in Frankreich persönlich Bericht von meiner Nie-

derlassung abzustatten, und irgend einen mächtigen Freund für Madagascar zu suchen.

Der 10te October kam, und seine Festlichkeit kündigte sich an durch eine dreyfache Salve aus den Kanonen. Mit Anbruch des Tages hohlte mich Rasfangur mit 6 der ersten Oberhäupter ab, und begleiteten mich nach der Ebene, wo 30,000 Bewafnete einen Kreis um uns schlossen. Die Oberhäupter befanden sich an der Spize ihrer Völkerschaften, und die Frauensperſonen waren außerhalb des Kreises. Dann hielt Rasfangur folgende Rede:

„Gelobet sey Sananhar, der zu seinem Volk zurückkehrt! gesegnet sey das Gesez unserer Väter, das uns einem Oberhaupt, aus Raminis Blute entsprossen, zu gehorchen befiehlt! seit wir dieses Oberhaupts beraubt waren, lebten wir wie wilde Thier, mordeten unsere Brüder, und starben durch ihr Schwert. Taub gegen die Stimme der Gerechtigkeit und Billigkeit verliessen wir den Weg der Tugend, und wurden, geschwächt durch Uneinigkeit, immer die Beute der Stärkern. Diesem Unheil zu entgehen, und die Gunst Sanansars wieder zu gewinnen, müßt ihr, Brüder, das Gesez eurer Väter befolgen, welches befiehlt, einem Abkömmling Raminis zu gehorchen. — Hier stelle ich ihn vor — ich gebe ihm diesen Pfeil, damit er der einzige Ombiassobe sey, wie Vater Raminі es war. Hört auf meine Stimme, ihr alle, die ihr hier seyd! es ist das Gesez des Blutes unserer Väter! erkennt den Ampansakabe! unterwerft euch ihm, liebt ihn, ehret seine Geseze, und ihr werdet glücklich seyn.“ Dann kehrte er sich zu mir, und sprach: „Und du, würdiger Abkömmling aus Raminis Blu-

te, flehe den Beystand Gottes an, der dich mit seinem Geiste erleuchtet. Sey gerecht, liebe deine Völker als deine Kinder, laß ihr Glück das deinige seyn, und sey kein Fremdling gegen ihre Bedürfnisse und Unglücksfälle!"

Als er seine Rede geendiget hatte, gab er mir den Pfeil, warf sich vor mir nieder, und mit ihm alle Oberhäupter und das ganze Volk. Ich antwortete dann:

„Lange lebe das Blut des Ramini! lange lebe das Volk von Madagascar! lange leben ihre Oberhäupter! und lange erhalte uns der Schöpfer Himmels und der Erde!"

Das Volk machte ein Freuden-Geschrey und stand auf. Ich fuhr fort zu reden, versicherte sie, gerührt durch die sprechende Beweise ihrer Zuneigung gegen mich, meiner Liebe, Treue, Gerechtigkeit und Vorsorge, und rief die Oberhäupter auf, mir mit ihrem Rath zum Besten des Volks beyzustehen. Ich wollte meine Rede fortsezen, als mich Rasfangur unterbrach, und jeden Stand der Anwesenden den Eyd schwören zu lassen bat. Ich ward zuerst zu den Rohandriern geführt, wo ich einem Ochsen den Hals abschnitt, und dabey den Opfereyd aussprach. Jeder verschluckte einen Tropfen Blut, und verwünschte sich und seine Kinder, wenn sie mir ungetreu würden. Dann gieng ich in den Kreiß der Anakandrier, wo ich zwey Ochsen schlachtete, und der nehmliche Eyd wiederhohlt ward; und so gieng ich durch alle Klassen des Volks. Als ich bey allen herum war, gieng ich in den Kreiß der Rohandrier zurück, und wir

schwuren uns gegenseitig den Blutehd. Als die ganze Feyerlichkeit vorbey war, kündigten die Oberhäupter auf einen Augenblick Ruhe an, um den Geist Gottes anzuruffen, und Sananhar für seine Güte zu danken; und dann bewirthete ich die Oberhäupter. Des Abends kamen beynahe 300 Frauenspersonen, und verlangten, meiner Frau einen Eyd abzulegen, und ihrem Ausspruch in Allem zu gehorchen, worein sich Männer eigentlich nicht zu legen hätten. Diese Feyerlichkeit geschah beym Mondschein und durch Tänze. Den andern Tag übergaben mir sämtliche Oberhäupter eine schriftliche, durch Eyde versiegelte Erklärung, mich für den Ampansakabe zu erkennen, und meinen Befehlen unbedingt zu gehorchen, die im Namen des Volks von Hiavi, König des Ostens, von Lambouing, König des Nordens, und von Rasfangur, Rohandrier der Sambariven und den übrigen Oberhäuptern unterzeichnet war. Den folgenden Tag war wieder volle Versammlung, wo ich einen Plan zur Stiftung einer neuen Regierungsform vorlegte. Ich stellte die Nothwendigkeit vor, einen hohen Rath zu ernennen, dessen Mitglieder aus Indischen oder Europäischen Rohandriern und Anakandriern bestünde, die als Gouverneure der Provinzen, als Oberaufseher der Handlung, der Rechtspflege, der Finanzen, des Landbaues und der Kriegs- und Seedienste angestellt werden sollten. Mit Zuziehung dieses Raths sollte der Ampansakabe einen bleibenden Stadtrath errichten, der auf die genaue Ausführung der Befehle des hohen Raths zu wachen hätte. Außer diesen müßten noch Provinzialräthe aufgestellt werden. Der höchste Rath sollte mit strenger Gerechtigkeit alle Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Rohandriern und Provinzen schlichten,

und immer darauf sehen, die Freyheit der Madagassen zu schüzen, und Fleiß, Wohlstand und den Handel aufs möglichste zu befördern. Nachdem ich aufgehört hatte zu reden, brachen sie einmüthig in ein Freudengeschrey aus, und gaben mir unumschränkte Vollmacht, alles zum Besten des Volks nach meinem Gutbefinden zu veranstalten.

Den 13ten stellte ich den Mitgliedern des Raths vor, daß es äusserst vortheilhaft seyn würde, Handels- und Freundschafts-Verbindungen mit dem König von Frankreich oder einer andern Europäischen Macht zu schliessen, und Europäische Künstler und Handwerker auf die Insel zu schaffen. Ich erbot mich, zu diesem Endzwek selbst eine Reise nach Europa zu machen. Der alte Rasfangur widersezte sich allein dem leztern Vorschlag, und rief seine Leute auf, mich davon abzuhalten, weil er im Geist vorhersähe, daß ich in Europa meinen Tod finden würde. Allein ich hieng zum Unglück meinen Grundsäzen zu sehr an, als daß ich mich von meinem Vorhaben hätte abwendig machen lassen. Die folgende Tage beschäftigte ich mich immer noch mit Einrichtung der neuen Staats-Verfassung; errichtete auch eine stehende Armee von 12 Kompagnien, jede von 150 Mann, zu deren Befehlshaber ich den Rohandrier Sanse ernannte.

Den 20sten waren die Angelegenheiten der Nation in Ordnung gebracht; ich machte daher wieder Vorschläge zu meiner Abreise, und sie ertheilten mir Vollmacht, zum Besten der Nation Traktaten mit Frankreich oder einer andern Europäischen Macht zu schlies-

sen, und erfahrne Männer in Wissenschaften und Gewerben mit nach Madagascar zu nehmen. Sie versprachen dabey, während meiner Abwesenheit die vorgeschriebene Regierungsform beyzubehalten, keine Fremde auf die Insel zu lassen, und wenn ich in anderthalb Jahren nicht wieder zurückkehrte, die französische Niederlassung auf der Insel nimmer weiter zu dulden. Dagegen begehrten sie von mir, ihnen zuweilen Nachrichten von meinem Wohlbefinden zu geben. Diese Beschliessungen wurden mit dem Blut-Eyde bestättiget, und dann brach die Versammlung in laute Wehklagen aus; besonders stellte Rasfangur die mir drohende Gefahr mit den rührendsten Ausdrücken vor, und beschwur mich, die Insel nicht zu verlassen; allein mein Entschluß war gefaßt. Ich bat noch die Versammlung, in meiner Abwesenheit Rasfangur und in seiner Abwesenheit oder wenn er etwa sterben solte, Sanse als Oberhaupt des höchsten Raths anzuerkennen. Nach diesen Verhandlungen ward ein grosses Fest gegeben, an dem über 40,000 Menschen Antheil nahmen.

Den 14ten December gieng ich begleitet von den Thränen und Segens-Wünschen einer unzähligen Menge an Bord der Brigantine, Bel Arthur. Alle weinten, und ich fühlte im innersten meines Herzens den grossen Schmerz der Trennung von lieben Freunden. Nachmittags gieng ich unter Seegel nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung, von wo aus ich auf einem andern Schiff nach Frankreich zu fahren beschlossen hatte.

So weit geht das von dem Grafen selbst geschriebene Tagbuch; die Geschichte seiner ferneren Schicksale hat Herr Nicholson, der Englische Herausgeber der Begebenheiten des Grafen Benjowsky, aus verschiedenen zerstreuten Nachrichten zusammengesezt, und als Vorrede dem Werk beygefügt. Aus dieser Quelle nehme ich folgendes:

Der Graf kam glücklich nach Frankreich; fand hier aber nicht die Aufnahme, und nicht die Behandlung, die er gewünscht und erwartet hatte. Ueberdrüssig der Verfolgungen und Kabalen, denen er sich von Seiten des französischen Ministeriums immer ausgesezt sahe, verließ er Frankreich, und gieng in Kayserliche Dienste. In diesen blieb er nur zwey Jahre, weil er bald merkte, daß Se. Kayserl. Majestät ihn in Ausführung seines Plans nicht unterstüzen wollte. Hierauf machte er dem König von England den Vorschlag, die Oberherrschaft von Madagascar zu übernehmen, doch so, daß er sich in die innern Angelegenheiten der Insel nicht mischen sollte. Er versprach im Nahmen der Madagassen den Engländern bey ihren Kriegen in Indien 5000 Soldaten und 2000 Seeleute zu liefern, die königl. Flotten mit Lebens-Mitteln zu versehen, blos Englische Waaren einzuführen, und jährlich statt des Tributs eine gewisse Summe an einen der Königl. Prinzen zu bezahlen. Dagegen begehrte der Graf von den Engländern für die Madagassen, im Fall sie von auswärtigen Feinden angegriffen würden, Waffen, Schiffe und Kriegs-Vorrath, und für jezt einen Vorschuß von 3 mit Waaren und Kriegs-Vorrath befrachteten Schiffen am Werth von 50,000

Pfund Sterling, welche Summe er nach Verlauf von vier Jahren nebst den Zinsen heimzubezahlen versprach. Diese Vorschläge überreichte er den 25. Dec. 1783 dem Englischen Ministerium, welches sie aber nicht annahm. Den 14. April 1784 reiste er mit seiner Familie und seinen Mit-Unternehmern von London nach Maryland ab, in der Hoffnung, die Americaner zu einem Handel mit Madagascar zu gewinnen. Den 8. Julius kam er zu Baltimore an, und bewog ein ansehnliches Handels-Haus daselbst, an seinem Handlungs-Plane Theil zu nehmen, und erhielt von diesem ein Schiff von 450 Tonnen, welches 20 sechspfündige Kanonen und 12 Drehbassen führte. Er segelte damit den 25. October ab, nachdem jeder an Bord sich eydlich verpflichtet hatte, den uneingeschränkten Befehlen des Grafen zu gehorchen, obgleich die Baltimorischen Kaufleute zu seiner Hülfe einen Kapitain ernannt hatten. Ihre Bestimmung war nach dem Hafen S. Augustin auf der Ost-Küste der Insel Madagascar, wo sie einen Handlungs-Plaz anlegen wolten. Für dieses Unternehmen versprachen sie sich einen desto glücklicheren Erfolg, weil sie aus der Verbindung des Grafen mit den Einwohnern daselbst grosse Vortheile zu ziehen hoften. Die Familie des Grafen blieb in Amerika zurück, weil seine Gemahlin schwanger war.

Den 7ten Julius 1785. ankerten sie in der Bay bey Antengare, etwa 10 See-Meilen Südwestlich am Vorgebirg S. Sebastian, wo sie ihre Ladung ausluden, indem des Grafen Absicht war, über Land nach der Bay Antongil zu gehen, wo das Schiff wieder zu ihm stossen solte. Aus Briefen erhellt, daß hier

Lambouing, König des Nordischen Theils von Madagascar und der König der Seklavern zu dem Grafen kamen, um ihm ihre Ehrerbietung zu bezeugen, und neben ihm ihr Lager aufschlugen. Nach dem Zeugniß des Schiffers hörte man den 1. August Nachts, da das Schiffboot zum Schiff zurückgebracht war, ein heftiges Feuern an dem Ort, wo der Graf sein Lager aufgeschlagen hatte, und sahe des Morgens kein Zeichen von weissen Menschen am Ufer mehr, auch waren alle ihre Habseeligkeiten bey Seite geschaft. Das Schiff seegelte dann weiter, weil man den Grafen mit seinen Leuten von den Eingebohrnen abgeschnitten glaubte. Eine andere Nachricht erzehlt, daß das Schiff in Angesicht derer, die am Ufer waren, zu ihrem grossen Erstaunen fortgesegelt sey, und sezt bey, daß der Graf 10 Tage nach der Abreise des Schiffs sich auf den Weg nach Angoutci machte; und mit einer beträchtlichen Anzahl bewafneter Einwohner, die ihn für ihren Befehlshaber anerkannten, Feindseligkeiten gegen die Franzosen anfieng, und ihnen ihr Vorrathshauß wegnahm.

Hier beschäftigte er sich mit Erbauung einer Stadt, und schickte einen Haufen Leute aus, um die französische Facktorey zu Foul Point zu erobern. Als sie ankamen, erblickten sie eine Fregatte vor Anker, die sie von der Ausführung ihres Vorhabens abhielt. Die Regierung von Isle de France ergriff ernstliche Maasregeln gegen diese gegen sie verübte Feindseligkeiten, und schikte ein Schiff mit 60 Mann nach Madagascar, die den Grafen den 23. May 1786. angrieffen. Er hatte eine kleine Redoute aufgeworfen, die mit

zwey Kanonen besezt war, worinn er den herankommenden Feind erwartete. Die Schwarzen flohen bey dem ersten Feuer, und Benjowsky ward von einer Kugel in die rechte Seite der Brust getroffen und fiel hinter die Brustwehr. Die Feinde zogen ihn an den Haaren hervor, und wenige Minuten darauf starb er. So endigte sich das Leben und die Abendtheuer des Grafen Benjowsky, eines Mannes voll Thätigkeit und Feuer, abgehärtet gegen alle Ungemach, und gewohnt allen Gefahren Troz zu bieten. Natur und Erziehung hatten ihn gebildet, zu überreden, zu befehlen und zu zwingen, und ihm die grosse Kunst beygebracht, sich unvermerkt der Zuneigung der Menschen zu bemächtigen. Diese Eigenschaften machten ihn dem Menschen-Kenner merkwürdig, und seine Schicksaale verdienen der Nachwelt aufbehalten zu werden.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Benyovszky, Móric Ágost Aladár,

Des Grafen Moriz August von Benjowsky, Ungarischen und Pohlnischen Magnaten Schiksale und Reisen, von ihm selbst beschrieben

Tübingen 1791

Biogr. 91 r
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10061659-3
VD18 14789337-001